



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

KAIS.KÖN.HOF-



BIBLIOTHEK

77.080-B

Neu-

ÖNB



+Z315138509

77080-B.



Der vor menschlichen Augen fleckenlos dastehende Charakter Coligny's, die Höhe seiner geistigen Begabung, die Größe seines feldherrntalentes und seines persönlichen Muthes bedürfen keines Lobspruches. Welche wichtige Stelle in der Geschichte sowohl der Kirche des Evangeliums als seines Vaterlandes er einnimmt, ist bekannt. Uns Deutschen aber ist er besonders theuer als einer der edelsten unter den Ahnherren unseres Kaisers. Denn die Gemahlin des Großen Kurfürsten: Luise Henriette von Brandenburg, die Dichterin des Liedes: Jesus meine Zuversicht, und des Kaisers Ahnfrau († 1667), war die Enkelin der an Wilhelm von Oranien vermählten Tochter Coligny's, Luise.

Dr. A. Ebrard.

Der Mönchskritter
Nikolaus Durand von Villegaignon.

Ein Beitrag
zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse
im XVI. Jahrhundert.

Von
M. T. Alves Nogueira.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.



Leipzig:
F. A. Brochhaus.
—
1887.

Sr. Majestät

P o m P e d r o II.

Kaiser von Brasilien

widmet

diese vaterländischen Erinnerungen

ehrfurchtsvoll

Der Verfasser.

Vorwort.

Das XVI. Jahrhundert ist eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit. Neben den großen überseeischen Entdeckungen, welche alle staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse in Europa umgestalteten, erschien als natürlicher Ausfluß der wiedererwachenden griechisch-römischen Cultur die kirchliche Bewegung, zwar von blutigen Kämpfen begleitet, aber, wie ihre Ergebnisse es darthun, vielleicht die glänzendste Schöpfung des germanischen Geistes. Seitdem beeinflussten die religiösen Gegensätze die Beziehungen der Völker zueinander nicht weniger als das innere Leben jedes einzelnen Staates. Wenn wir einen solchen Abschnitt der Weltgeschichte näher in Erwägung ziehen, auf welchen in Europa ebenso wie in fast allen Ländern der damals bekannten Erde der alles überstrahlende Geist Coligny's tief einwirkte, dürfen wir uns der berechtigten Hoffnung hingeben, sein (dem Titel vorgedrucktes) Bildniß werde allen Bewunderern echter Seelengröße zur Befriedigung und dieser Schrift zur Zierde gereichen.

In das Zeitalter der Reformation, in diese stürmische Periode politischen Parteihaders und unveröhnlicher Glaubenszerrwürfnisse, fällt die kriegerische und schriftstellerische Thätigkeit Villegaignon's. Es ist das Mißgeschick dieses sonst hochbegabten Mannes gewesen, daß seine Leistungen, seine militärischen Schriften etwa ausgenom-

men, nirgends beifälliger Anerkennung begegneten. Weber bei seinen iberischen Glaubensgenossen, weil er gegen dieselben als Eroberer zu Felde zog, noch bei seinen katholischen Landsleuten, denen er als Werkzeug des großen Hugenottenadmirals Coligny galt, noch weniger bei den Protestanten aller Nationen, die ihn als den verfolgungsfüchtigen Vertheidiger der päpstlichen Gewalt betrachten mußten. Und doch war er ein großer Kriegermann, ein ausgezeichnete Militärschriftsteller, ein gewandter und unermüdblicher Kämpfer auf dem Boden der kirchlichen Controverse. Allerdings errang er sich auf keinem Gebiete eine beherrschende Stellung, denn er lebte in einer an großen Persönlichkeiten reichen Zeit, wo z. B. Guise und Condé seine militärischen Erfolge gar leicht überflügelten, Calvin und Richer seine theologischen Ansprüche zu Schanden machten; aber doch ist sein Name mit wichtigen Staatsereignissen in Frankreich eng verknüpft, und noch heute erinnert, wie die unserer Schrift beigegebene „Kartenkarte von Guanabara“ zeigt, eine Festung in dem gewaltigen Meerbusen der brasilianischen Reichshauptstadt an seine mehrjährige Thätigkeit in den südamerikanischen Gewässern. Hier scheiterten seine Anstrengungen größtentheils an unverschuldeten ungünstigen Einflüssen und an den überlegenen Hilfsmitteln seiner Gegner.

Dem Beispiele des verdienstvollen Forschers Woldemar Schulze folgend, haben wir den Antheil hervorgehoben, den zwei Deutsche, Hans Stade und Heliodorus Coban, an der frühern Entwicklungsgeschichte Brasiliens gehabt haben. Ohne Hans Stade's Werk würden unsere Kenntnisse der einheimischen Urbevölkerung noch spärlicher ausfallen; erst der große englische Dichter und Historiker Robert Southey hat für seine Untersuchungen über das voreuropäische Brasilien Hans Stade's ethnographische Nachweise zu verwerthen verstanden, was alle seine Nachfolger auf dem Gebiete der brasilianischen Geschichtsforschung, des großen deutschen Reisenden uneingedenk, ohne weiteres buchstäblich abgeschrieben haben. Mit Ausnahme Verr'y's, der aus religiösen Beweggründen ein geistreiches

Büchelchen über Brasilien verfaßte, war der französische Kriegszug für die Wissenschaft ein unfruchtbares Ereigniß; aber was der Beobachtung so vieler gelehrten Franzosen in Bezug auf ihre indianischen Unterthanen und Waffengenossen entging, das erforschte, als armer Gefangener unter Wilden, der bescheidene Hesse. Die räumliche Vertheilung der brasilianischen Urstämme, welche unsere „Völkerkarte vom Lande Arabutan“ zu veranschaulichen versucht, beruht meistens auf den Mittheilungen, die Hans Stade's „Warhafftig Historia“ und „Warhafftiger Kurzer Bericht“ enthalten.

Ein anderer Hesse war es auch, der Dichtersohn Helioborns Coban, dessen Namen zwar die portugiesischen Schriftsteller kaum erwähnen, der aber als Anführer indianischer Kriegerscharen wesentlich dazu beitrug, die französische Herrschaft in Südamerika zu Fall zu bringen. Leider sind wir nicht in der Lage, ausführlichere biographische Angaben mittheilen zu können.

Da wir eine allgemeine Schilderung europäischer Verhältnisse gleichsam als Rahmen für Villegaignon's Lebensbeschreibung zu entwerfen suchten, haben wir das Gebiet der allgemeinen Geschichte betreten, und wenn schon der Gedanke, eine geschichtliche Arbeit über Brasilien zu schreiben, ohne große Hoffnung auf Nachsicht von seiten des deutschen Lesers nicht gefaßt werden konnte, müssen wir, als Brasilianer, um so mehr diese Nachsicht beanspruchen, wenn von der glanzvollen Vergangenheit der deutschen Nation die Rede ist.

Wiesbaden, 20. Juli 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Erster Abschnitt	1
Zweiter Abschnitt	18
Dritter Abschnitt	37
Vierter Abschnitt	58
Fünfter Abschnitt	70
Sechster Abschnitt	84
Siebenter Abschnitt	98
Achter Abschnitt	118
Anmerkungen	134

Coligny (Titelbild).

Völkerkarte vom Lande Arabutan.

Hafenkarte von Guanabara.

Erster Abschnitt.

Drei Ereignisse von welterschütternder Tragweite brachten in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. neue Gestaltungen in der europäischen Welt hervor und kennzeichnen, sozusagen, den Scheidepunkt des ausgehenden Mittelalters und der anbrechenden Neuzeit: die großen Weltmeerentdeckungen, welche dem menschlichen Fleiß neue Gebiete erschlossen; die Kirchenspaltung, welche das stolze Gebäude der römischen Hierarchie in Trümmer schlug und den Begriff des kaiserlichen Amtes als Schirmer und Schiedsrichter der gesammten Christenheit zerstörte; und schließlich, in kleinerm Maßstabe, die aus der burgundischen Erbschaft entstandene und durch die spanisch-österreichischen Heirathen zur grimmigen Feindschaft gediehene Eifersucht der Valois und Habsburger.

Durch die Bedingungen seiner geographischen Lage und infolge der Zusammenfügung seiner Bevölkerungselemente und des eigenthümlichen Ganges der eigenen Staatsgründung hatte Frankreich, in den verschiedenen Zeitaltern seines politischen Daseins, den Einwirkungen sich nicht entziehen können, welche auf den natürlichen Bahnen des Völkerverkehrs von den umgebenden Culturstaaen auf dasselbe einstürmten. Die ersten Reime der kirchlichen Neuerung wurden von Deutschland ausgestreut, von Italien aber wurden die ersten Regungen wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung wachgerufen.

Im Beginn des XVI. Jahrh. bot der französische Staat eine politische Einheit dar, die, zwar manchen innern und äußern

Gefahren noch ausgesetzt, im Vergleich aber zu Deutschland und Italien, wo eine lockere und lose Zusammenfügung vorherrschte, doch immer das Gepräge einer anhaltenden politischen Verbindung der verschiedenen Reichstheile zur Schau trug. Allerdings waren die Landschaften in Frankreich noch nicht zu bloßen amtlichen Verwaltungsbezirken umgestaltet worden, sie forderten ohne alle Rücksicht auf das innere Leben des Staats die volle und unbedingte Anerkennung ihres Rechts auf innere Selbständigkeit ohne alle Beschränkung, und die Könige erkannten dasselbe formell in den Landesrechten und Landesprivilegien fast ohne Ausnahme an, indem die eidliche Bestätigung dieser Landesrechte sogar der Huldigung voranging.¹ Trotzdem übten die französischen Könige auf die innern Angelegenheiten schon damals eine Gewalt aus, die es ihnen ermöglichte, eine glänzende Kraft zu äußern. Als Enkel der Valentina Visconti trat Ludwig XII. in Mailand auf, dessen Gebiet er durch die Besiegung der Venetianer bedeutend vermehrte; er unterjochte Genua, beherrschte Florenz und zählte einen ungeheuern Anhang im Kirchenstaat und bei dem meistens angiovisch gesinnten Adel in Neapel.

Eine so hervorragende Stellung unter den christlichen Fürsten Europas konnte nicht verfehlen, den Neid der andern Mächte gegen die französische Krone zu erwecken. Eine Zeit erbitterter Kämpfe trat mit allen Wechselfällen des Sieges und der Erniedrigung ein, als Papst Julius II. den Entschluß faßte, durch die Vertreibung der Fremden aus Italien die Herrschaft der Tiara über die ganze Halbinsel auszudehnen. Das erste Opfer seines Ehrgeizes sollten die Franzosen sein, denen er aus weltlichen und geistlichen Rücksichten mißgünstig war. Ludwig XII. sah sich plötzlich einem mächtigen Bunde kühner Feinde gegenübergestellt und stürzte von der glänzenden Höhe eines europäischen Schiedsrichters jählings herunter. Der französische Einfluß wurde in Italien vernichtet, Genua fiel ab, die Schweizer eroberten Mailand, und der spanische König Ferdinand der Katholische besetzte den südlich der Pyrenäen gelegenen Theil von Navarra.

Mitten unter diesen Kämpfen starb Ludwig XII., und am 1. Jan. 1515 bestieg sein Tochtermann, Franz I., den franzö-

fischen Thron. Die erste Sorge des neuen Königs war es, nach Italien zu eilen. Der glänzende Sieg von Marignano (Bataille des Suisses) war die politische Einweihung der neuen Regierung, und sein unmittelbarer Erfolg der Besitz der Lombardei. Anstatt aber den eiteln Versuch zu machen, seine siegreichen Fahnen über die Apenninische Halbinsel zu tragen, gedachte Franz I., auf den klugen Rath seiner Mutter, Luise von Savoyen, zunächst die königliche Gewalt zu befestigen, und dazu war sein erster Schritt, mit dem Papste Leo X. das Concordat von 1516 zu schließen. Dies war ein Vertrag, welcher gleichmäßig dem französischen Königthum und dem italienischen Papstthum zum Vortheil gereichte: jenes erlangte, unter geringen Beschränkungen, das Recht, über 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer und 527 Abteien nach freiem Gutdünken zu verfügen, dieses sicherte sich die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit, den Bezug reicher Einkünfte und vereitelte die Erwartungen der baseler Kirchenversammlung (1431), welche von dem thatkräftigen d'Allemant, Cardinal von Arles, und dem nürnbergger Syndicus Gregor von Heimburg geleitet, den Grundsatz aufgestellt hatte, daß die Kirchenversammlung über dem Papste stehe und nur jener, nicht diesem, Unfehlbarkeit zukomme.

Die größte aller Gefahren trat erst jetzt ein, als die gebietende Stellung Frankreichs den politischen Gegensatz gegen Oesterreich, Burgund und Spanien hervorrief. Als Kaiser Maximilian starb (1519), bewarb sich Franz I. um die deutsche Krone; aber die Kurfürsten wählten den burgundischen Prinzen Karl. Im XV. Jahrh. war das burgundische Herzogthum, durch Heirathen, Vermächtnisse, Eroberungen und hauptsächlich durch die Weisheit seiner Gesetze, zu großem Ansehen und Reichthum erblüht. Nach der glücklichen Regierung Philipp's des Gütigen war sein Nachfolger, Karl der Kühne, in die Versuchung gerathen, ein noch größeres Reich, das ganze Gebiet von der Zuidersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß umfassend, zu gründen. Zu dem Reide Frankreichs gesellte sich die Angst der Eidgenossenschaft, die sich durch ein so verwegenes Unternehmen unmittelbar bedroht sah.

Karl der Kühne, den Ehrgeiz mit dem Leben büßend, hinterließ eine junge Erbin, die das unwillkürliche Werkzeug langwierigen

Unglücks für ihre eigenen Lande werden sollte. Sie war die meist umworbene Fürstentochter ihrer Zeit, und unter ihren Freiern ragten König Ludwig XI. für seinen Sohn, den Dauphin Karl, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friedrich's III. Sohn, hervor. Um der gefährlichen Grenznachbarschaft Frankreichs aus dem Wege zu weichen, zog das niederländische Volk den deutschen Prinzen vor. Aus der Ehe Maximilian's mit Maria von Burgund entsproß Philipp der Schöne, dessen Gemahlin die spanischen Lande, welche Ferdinand und Isabella zu einem mächtigen Reiche eben vereinigt hatten, ihm als Morgengabe brachte und einen Sohn, Karl von Oesterreich, gebor, welcher unter den Kleinodien seiner Krone die Niederlande, Spanien, das Königreich beider Sicilien und den größten Theil der Neuen Welt zählte. So mächtig war der Deutsche Kaiser, der neue Gegner, mit welchem nun Franz I. zu rechnen hatte. Die gegenseitige Eifersucht der Herrscher, sowie der Völker, führte langwierige Kriege herbei, in welchen der französische Staat nochmals, die Ansprüche einer europäischen Oberherrschaft ganz preisgebend, um sein eigenes Dasein zu streiten hatte; er ging jedoch siegreich aus dem Kampfe hervor, und Karl V. konnte es nicht verhindern, daß Deutschland aus seiner Weltstellung verdrängt wurde. Aus dem frühern einheitlichen Vorgehen von Papst und Kaiser gegen die schwächern Staaten war eine neue Gliederung allmählich entstanden, die durch leicht wechselnde Anlehnungen das System des Gleichgewichts ins Leben rief. Karl V. erlag dem verzweifeltsten Bestreben, die längst dem Bewußtsein der Menschen entschwundene Oberherrlichkeit des Kaisertums neu zu beleben. Die mittelalterliche Vorstellung von der Einheit von Kirche und Reich entbehrte bereits jeder Grundlage in dem Geiste der damaligen Generation, die beiden Glieder des christlichen Gemeinwesens ergänzten sich nicht mehr, und so wie der Papst in andern Anknüpfungen den Schwerpunkt seiner Stellung suchte, so mußte der Kaiser aus dem Anwachsen seiner eigenen Hausmacht die Verbindungen seiner Gewalt hervorzubern. Bei diesem Auseandertreiben der beiden obersten Spitzen brach der morsche Bau zusammen, und wie fast nur die romanischen Völker der päpstlichen Botmäßigkeit unterworfen blieben, so umfaßte auch der Wirkungskreis der

kaiserlichen Herrschaft kaum die Gauen des Deutschen Reiches. Wir dürfen die Wahrnehmung nicht unterdrücken, daß, während Franz I. mit geringern Kräften den Kampf bestand und mit echt volksthümlicher Staatskunst die fesselnden Rücksichten mittelalterlicher Anschauungen dreist wegwarf, Karl V. dagegen seine überlegenen Geistesgaben und die unerschöpflichen Hülfsmittel seiner ausgedehnten Reiche nur im Dienste der Verbunkelung und der Knechtschaft wirken ließ. Der französische König weichte ein politisches Verfahren ein, welches, über landesschädliche Vorurtheile sich hinwegsetzend, es möglich machte, daß Frankreich nach schweren Kriegen einen nie gesehenen Aufschwung nahm und aus furchtbaren innern Wirren als mächtige Nation sich emporhob; der Deutsche Kaiser aber opferte alle nationalen Rücksichten den grausamen Forderungen seines Ehrgeizes kühlen Muthes auf und stiftete in der Welt, durch seine politischen und wirthschaftlichen Maßregeln, mehr Unheil als selbst sein Sohn Philipp II. von Spanien. „Von ihm rührt das System her, welches die Handelspolitik fast sämmtlicher Regierungen der Neuzeit beherrschte. Alle haben sich bemüht, das Geld zurückzubehalten und ausländische Waaren zu verbieten; alle haben geglaubt, in der Einfuhr eine Ursache des Ruins zu sehen, ohne zu gewahren, daß die Einfuhren um so nöthiger wurden, als die inländische Erzeugung bei jedem Volke genau in dem Verhältnisse zu den Beschränkungen abnahm, die erdonnen wurden, um ihren Aufschwung zu fördern. Es hieß überdies einem Luftgebilde nachjagen, wenn man verkaufen wollte, ohne zu kaufen, und nach dem Monopol der Manufacturen rang, indem man für den Ertrag der Bergwerke die großen Arbeiten der Industrie aufgab. Spanien hat diesen verhängnißvollen Irrthum Karl's V. später schwer gebüßt; es hat seine Fabriken verloren, weil es eine zu große Wichtigkeit dem Golde seiner Colonien beigelegt hatte, und später sind ihm seine Colonien entgangen, weil es zu sehr seine Fabriken vernachlässigt hatte. Allein dieses schlechte System ist nicht der einzige Irrthum, den Karl V. in Europa in Aufnahme gebracht hat. Die Menschheit hat seinem Andenken noch schwerere Vorwürfe zu machen, weil er in einem ungeheuern Maßstabe die Sklaverei, welche in der Alten Welt gerade zu Grabe gegangen war, und die

Ausbeutung des Menschen, die zu ihrem Ende neigte, in der Neuen Welt wieder eingeführt hat. Der Negerhandel wurde unter dieser Regierung wie eine rechtmäßige Einrichtung organisirt, und man rief aus den Zeiten der Griechen und Römer die verderbliche Lehre wieder auf, vermöge deren die Gewinste der socialen Arbeit von Rechts wegen einigen Privilegirten gehörten. Millionen Menschen gingen in Amerika als Opfer dieses verabscheuungswürdigen Vorurtheils unter, und Afrika hat nach drei Jahrhunderten noch nicht aufgehört, seinen Tribut an Blut und Thränen dem System abzutragen, welches die Frucht dieses Vorurtheils gewesen ist. Man kann sich keinen Begriff von den sämmtlichen Widersinnigkeiten machen, welche in diesem Zeitraum erfunden wurden, um den Bewohnern des Mutterlandes die Gewinste und Einkünfte der neuen Colonie zu sichern; noch nie war die Frechheit des Privilegiums auf eine so tyrannische Weise hervorgetreten. Das Mutterland drängte alle seine Erzeugnisse der Colonie auf und verbot ihr sogar, sich dieselben auf ihrem eigenen Boden zu verschaffen. Es war den Amerikanern verboten, Wein, Hanf und Neben zu pflanzen, Manufacturen zu errichten, Schiffe zu erbauen, ihre Kinder anderswo als in Spanien erziehen zu lassen. Zu gleicher Zeit schrieb man gewisse unnütze Verzehrungeu vor, und sie wurden Placereien unterworfen, deren Geschichte gegenwärtig als fabelhaft erscheinen würde. Die Peitsche des Aufsehers der Pflanzung stellte damals die ganze spanische Gesittung dar. Während die Maximen der Regierung Karl's V. in Amerika die Einführung der Sklaverei und der gehässigsten Monopole begünstigten, ermunterten sie in Europa den Despotismus und die Faulheit durch Mittel jeder Art. Die Klöster vermehrten sich und wurden auf Kosten des Landbaues und der Arbeit dotirt. Die Inquisition zündete ihre tausend Scheiterhaufen gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit an; prunkvolle und nutzlose Denkmale folgten auf jene zahlreichen Bauten des öffentlichen Nutzens, welche auf eine so glänzende Weise die Verwaltung der italienischen Freistaaten ausgezeichnet hatten. Man hätte glauben sollen, daß in Europa nur fünf oder sechs Halbgötter in Tempeln zu beherbergen wären; das menschliche Geschlecht mußte sich glücklich schätzen, unter das Stroh zu kriechen. Das

war die Zeit aller schlechten Ansichten, aller schlechten Systeme in der Industrie, in der Politik, in der Religion. Wir begehen gegenwärtig nicht Einen Fehler, wir gehorchen nicht einem einzigen gewerblichen Vorurtheil, welche uns nicht durch diese unheilbringende Gewalt vermagt worden wären, die stark genug war, um ihre unseligsten Verirrungen in Gesetze zu verwandeln. Nein, nie wird die Wissenschaft hinlänglich starke Ausdrücke, nie die Menschheit Thränen genug finden, um die fluchwürdigen Thaten einer solchen Regierung zu brandmarken und zu beklagen. Philipp II., unseligen Andenkens, hat daraus nur die Folgerungen gezogen. Karl V. hat den Grund dazu gelegt. Allein die Frevel des Sohnes haben mit seinem Leben aufgehört, und die Lehren des Vaters hemmen noch nach drei Jahrhunderten den Gang der Gessittung. Unter welchem Gesichtspunkte man immer auch die Geschichte Karl's V. betrachte, man kann nicht anders als anerkennen, daß dieser Alleinherrscher die herrliche Entwicklung des Reichthums und des Wohlstandes, die durch die Arbeit der entfesselten Bürgerchaften des Mittelalters geschaffen worden waren, gehemmt hat. Durch den Versuch, die Weltherrschaft Karl's des Großen wieder aufzubauen und den verschiedenen europäischen Staaten ihre Physiognomie mit ihrer Unabhängigkeit zu nehmen, hat er sie zur Pest der stehenden Heere und der voraus erhobenen Auflagen verurtheilt. Den schwersten Fluch hat Deutschland auf Karl V. zu werfen. Bis zu seiner Regierung war die deutsche Nation die mächtigste, reichste, gebildetste der Erde. Ihm stand es frei, die Einheit unsers Landes zu sichern; durch seine unselige Verblendung ist das religiöse Schisma entstanden, der Dreißigjährige Krieg, welcher den Wohlstand verschlang, den eine fünfhundertjährige Arbeit angehäuft hatte. Wenn auch die deutsche Reichseinheit der Kurzsichtigkeit Karl's V. zum Opfer fiel, so konnte er doch die religiöse Umwälzung nicht aufhalten.“²

Betrachten wir jetzt die spanisch-französischen Verhältnisse. Franz I. erlag gleich beim ersten Waffengange. Der Kampf war über die Ansprüche Karl's V. auf das Herzogthum Burgund und das Gebiet an der Somme, die von Ludwig XI. unbilligerweise einverleibt worden waren, entbrannt: es war der alte Kampf zwischen Burgund und Frankreich, der, einmal unterbrochen, jetzt

zum Austrag kommen sollte. Ihrerseits hatten auch die Franzosen Mailand und Genua besetzt, welche Reichskammerländer waren. Die geographische Gestalt des damaligen Frankreich, sowie verschiedene innere und äußere Umstände waren wohl dazu angethan, den Sieg des Kaisers von vornherein zu sichern. Im nördlichen Frankreich gehörte die ganze Provinz Hennegau zu den spanischen Niederlanden, so daß die Grenzlinie kaum hundert Meilen von Paris entfernt lag; im Süden war auch die Grafschaft Roussillon spanisches Eigenthum. Elsaß und Lothringen hingen noch mit dem Heiligen Römischen Reich zusammen. Die burgundische Freigrafschaft war noch nicht französisches Gebiet, und zu Besançon waltete ein habsburgischer Statthalter. Lyon lag hart an der Ostgrenze, weil die zwischen den Flüssen Saône und Rhône eingetheilten kleinen Bezirke Bresse und Bugey noch savoyische Besitzungen waren. Ferner gab es zwei Enclaven: die Grafschaft Venaissin, wo zu Avignon ein apostolischer Legat die Erinnerung an den frühern Aufenthalt der Päpste wachrief; und, um die Grafschaft herum, das Fürstenthum Orange, welches von der edlen Familie Châlons zu der Nassauischen überging und Wilhelm dem Verschwiegenen, dem Befreier Hollands, den geschichtlichen Beinamen verlieh. Der Erzbischof von Trier führte noch immer den Titel eines Kanzlers von Arelat, und der König von England, Heinrich VIII., erhob Ansprüche auf französisches Gebiet. Der mächtigste Territorialherr Frankreichs, der Connétable von Bourbon, erklärte sich gegen Franz I., und so fiel es Karl V., im Bunde mit den Italienern und hauptsächlich mit dem Papste, der bereits die Concordatsbewilligungen vergessen hatte, nicht schwer, den Franzosen Mailand zu entreißen und Franz I. in der Schlacht bei Pavia gefangen zu nehmen (1525). Wie natürlich, verlangte der Sieger harte Zugeständnisse, und der Regent Frankreichs sendete, unter dem Geleit des ehrwürdigen Großmeisters Williers de l'Isle Adam, die schöne Herzogin von Alençon, des gefangenen Königs Schwester, nach Spanien, um als Unterhändlerin das Schicksal des Besiegten zu erleichtern. Williers de l'Isle Adam ging der Prinzessin bis Mar-seille entgegen und reiste mit ihr nach Madrid. Diesen Schritt des Großmeisters legten die italienischen Minister des Kaisers als

eine Parteinahme für Frankreich aus, und in Folge dessen wurden die Besitzungen des Ordens in Italien mit Beschlagnahme belegt. Trotzdem war die Sendung des Großmeisters in Spanien erfolgreich, denn nach der Abreise der Herzogin von Alençon gelang es ihm, den madrider Vertrag zu Stande zu bringen, durch welchen Franz I. auf Mailand und Burgund verzichten mußte.

Wiederum war der Papst Clemens VII. seiner spanischen Freunde überdrüssig geworden und versuchte nun, durch die sogenannte Heilige Liga mit Heinrich VIII. und den italienischen Staaten, der spanischen Herrschaft ein Ende zu machen. Kraft seines apostolischen Amtes entband er Franz I. des Eides, den dieser zu Madrid geleistet hatte, nie auf die Seite der Feinde des Kaisers zu treten, und entfachte auf diese Weise einen zweiten Krieg. Die kaiserlichen Truppen, von Frundsberg und dem Connétable de Bourbon angeführt, besetzten die Stadt Rom, während das französische Heer einen großen Theil von Oberitalien überschwemmte und in Neapel einzog. Da aber die Franzosen von dem genuesischen Admiral Andreas Doria, der sich mit dem Kaiser vereinigte, im Stich gelassen wurden und einen beträchtlichen Theil ihrer Truppen auch einbüßten, so hielt sich das Gleichgewicht. Andererseits war dem Papste und den italienischen Staaten die Ruhe, selbst unter spanischer Herrschaft, sehr erwünscht, und so fiel es nicht schwer, den sogenannten Damenfrieden von Cambrah (1529) unter den Bedingungen zu schließen, daß Franz I. auf die Rechte der Oberlehensherrlichkeit über Flandern und Artois und seine Ansprüche auf Mailand Verzicht leistete, und Karl V. dem Erbtheil seiner Väter, dem Herzogthum Burgund, auf immer entsagte. Dem Papste Clemens VII. konnte es gewiß nicht zur Befriedigung gereichen, daß die Spanier sich die Alleinherrschaft über Italien anmaßten und theilweise ausübten; aber das höhere Anliegen der eigenen Erhaltung erstickte natürlich alle andern Gefühle. Er wendete sich an Karl V., um seine Hülfe gegen den florentinischen Freistaat, der die Medici verjagt hatte, zu erlangen, und auch in der Hoffnung, eine rasche und vollständige Züchtigung der deutschen Ketzerei zu bewerkstelligen. Der Kaiser willfahrte in beidem, ohne sich dadurch die besondere Dankbarkeit des Papstes zu erkaufen: er setzte aller-

dings, trotz des militärischen Widerstandes, den auch Michel Angelo leitete, einen Mediceer als Herzog in Florenz ein, und schrieb, zur Schlichtung der kirchlichen Streitigkeiten, einen Reichstag nach Augsburg aus; aber er drang zugleich beim Papste auf die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, und eine solche war doch immer eine Drohung für die päpstliche Gewalt. Als infolge dessen Franz I. seinen Sohn Heinrich mit Katharina von Medici, einer Nichte des Papstes, vermählte, zögerte Clemens VII. keinen Augenblick, in ein engeres Verhältniß zu ihm zu treten. Es war ein eigenthümliches Verhältniß. Der Kaiser hatte als anerkanntes Oberhaupt der Christenheit seinen glorreichen Zug gegen Tunis (1535) unternommen, hatte die Streifzüge des mohammedanischen Seefürsten Hairaddin Barbarossa gelähmt und 20000 christlichen Sklaven die Freiheit geschenkt; der König hatte im Gegentheil nicht nur, nach dem Tode von Franz Sforza, seine Ansprüche auf das Herzogthum Mailand erneuert und das Gebiet des Herzogs von Savoyen und Piemont, eines Verwandten und Verbündeten des Kaisers, besetzt (1536), sondern war auch als Bundesgenosse der Osmanen aufgetreten. Der Kaiser drang in Frankreich ein; da aber der König jede Entscheidung auf dem Schlachtfelde vermied, so wurden die Feindseligkeiten durch den Friedensvertrag von Nizza eingestellt (1538). Einerseits trug die vorsichtige Kriegsführung des französischen Feldherrn, Connétable von Montmorency, und der tapfere Widerstand der marseiller Bürgerschaft, andererseits die militärische Ueberlegenheit des eidgenössischen Fußvolkes, des wahren Kerns der französischen Infanterie, und die mächtige Hülfe der osmanischen Seemacht zu dem glücklichen Erfolge bei.

Der Waffenstillstand von Nizza, durch Vermittelung des Papstes Paul III. auf zehn Jahre geschlossen, schien beide Gegner auf ewig ausgeföhnt zu haben; aber der Gegensatz ihrer Interessen war zu grell, die politischen Verpflichtungen ihrer Vergangenheit zu mächtig, die Tendenzen ihrer Völker zu abweichend, um ein friedliches Verhalten lange zu gestatten. Karl V. suchte den Schwerpunkt seiner politischen Stellung in der kirchlichen Frage, und in seiner doppelten Eigenschaft als Deutscher Kaiser und spanischer König betrachtete

er den Sieg der katholischen Lehre und die Vernichtung der Feinde des christlichen Glaubens als die Hauptaufgabe eines Oberhauptes der Christenheit. Indem er durch den Versuch, die kirchliche Einheit in Deutschland wiederherzustellen, den deutschen Stämmen den Fluch der Glaubenszwietracht heraufbeschwor, und in Spanien eine geisttödtende Priesterherrschaft mit den Festgreueln der Autos de Fé einleitete, brach Franz I. eine neue Bahn. Er sagte sich los von den Ueberlieferungen vergangener Jahrhunderte, kämpfte heldenmüthig für die Größe und den Glanz seiner Nation, unbekümmert um die Meinungsabweichungen einer vergänglichen Gegenwart. Und doch war Franz I. nicht der erste König Frankreichs, der eine solche Thatkraft in der Schöpfung neuer Verhältnisse, wie in der Beseitigung derjenigen, welche hemmend entgegentraten, geäußert hat. Schon Ludwig's IX. Enkel, der gewandte und muthvolle Philipp IV., hatte das Ansehen und die Macht der Krone durch den Beistand gehoben, den er den Städten in ihrem Kampfe gegen die geistlichen und weltlichen Lehnsherren gewährte, und besonders die gebietende Stellung des Papstthums erschüttert und den mächtigen Tempelorden vernichtet, weil er mit der innern Einheit des Staates unverträglich geworden war. Wie unter Philipp IV. die Aufhebung des Tempelordens, so war unter Franz I. das Bündniß mit den Osmanen und mit den Protestanten wider den Kaiser eine epochemachende Begebenheit.

Betrachten wir jetzt die Einwirkung des italienischen Geistes auf den Gang der Cultur in Frankreich. Die französisch-österreichischen Kriege unterhielten einen regen Verkehr zwischen Italien und Frankreich und vermittelten die Wirkung jenes Landes auf dieses, ohne daß die apenninischen Völker großen politischen Nutzen daraus ziehen konnten. Es war wie die Eroberung Griechenlands durch die Römer. Die Besiegten erweckten bei den Siegern den Geschmack an künstlerischen Genüssen und wissenschaftlichen Arbeiten, und vermochten doch nicht die engen Klammern staatlicher Unselbstständigkeit zu durchbrechen. In Betreff Frankreichs ist die Thatfache dieser geistigen Eroberung um so merkwürdiger, weil sie zum zweiten mal sich vollzog. Wie einst im Alterthum mit den kaiserlichen Fahnen die Sprache, die Gesetze und die Götter Italiens

ihren Einzug in den Städten Galliens hielten, so wachten jetzt, nach jahrhundertelangem Schlummer, die griechisch-römischen Musen mit neuen Glaubensansichten in Italien auf und flogen, auf den Schwingen edler Geister getragen, über die Alpen nach Frankreich hinüber. Was wir das Wiederaufleben von Wissenschaft und Kunst am Ausgang des Mittelalters nennen, war mehr als die Befruchtung des europäischen Lebens mit dem unerschöpflichen Geistesreichtum der heidnischen Zwillingsgeschlechter, es war überhaupt die ebenmäßige Verbindung der christlichen Gesittung mit den Uebersieferungen des wissensreichen und kunst sinnigen Alterthums. Wie in den stillen Hörsälen der Hochschule der vorlesende Meister den bildsamen Zögling in die Geheimnisse der Geistes Schätze einweihet, so vollzog sich in Italien, am Leitfaden der römischen Hierarchie, diese Verschmelzung auf eine leichte und natürliche Weise, denn unter einem Leo X. reiften die Saaten der antiken Welt zu den herrlichsten Schöpfungen der modernen Kunst und Wissenschaft ohne Kampf und ohne Haß. Anders sollte es in Frankreich sein, wo so verschiedene Einwirkungen das Volksbewußtsein gleichzeitig bestürmten und neben den friedlichen Regungen einer geistigen Verjüngung, die über die Alpen eindrangten, auch der stürmische Wind der kirchlichen Umwandlung vom Osten her blies. Der Anblick des zauberhaften Apenninenlandes, die Reize seiner südlichen Natur und seiner weichen Genüsse bethörten die rauhen Ritter, die unter Karl VIII. für vermeintliche Thronrechte mitfochten; unter Ludwig XII. war schon der Eindruck der Neuheit verwischt, aber man empfand das Bedürfniß der Belehrung und der Nachahmung, und ein Cardinal Georg d'Amboise, verblendet durch die in den lombardischen Städten angehäuften Wunderwerke, bezaubert durch die unsterblichen Schöpfungen Bramante's und Lionardo da Vinci's, gab den ersten Anstoß zu prachtvollen Kunstbauten in Frankreich. Franz I. war mehr als ein feinsinniger Kunstkenner, er war der erklärte Gönner aller aufstrebenden Geister: in seinen Armen soll der große Florentiner Lionardo da Vinci gestorben sein, dessen liebliche Carità in der großen Louvregalerie hängt; Rafael schickte ihm mehrere seiner herrlichsten Leistungen; Benvenuto Cellini kam auf königliche Einladung nach Fontainebleau, und auf

königliche Eingebung beschritt der französische Künstler Jean Cousin die ruhmreiche Bahn der Erfindungen. Italienische Maler, Bildhauer, Baukünstler fanden in allen französischen Städten willkommene Aufnahme und lohnende Beschäftigung; Lehrer, Aerzte, Rechtsgelehrte, wie Lasclari³, Andreas Alciati⁴ und andere gründeten sich unschwer einen erspriesslichen Wirkungskreis und bildeten zahlreiche Schüler. Der Humanismus zählte hochbegabte Jünger in allen Gesellschaftskreisen und genoss die Gönnerschaft des Königthums, nicht weniger als des Adels. Die gefeiertsten Namen der französischen Literaturgeschichte verdankten ihre Geistesbildung den italienischen Lehrern. So waren die berühmten vier Brüder du Belloy gründliche Kenner der griechischen Sprache und der alten Literatur, welche sie auf jede Weise zu fördern suchten.⁵ Wilhelm Budäus wurde wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit von Erasmus besonders hochgeschätzt.⁶ Die wissenschaftlichen Forschungen und das Studium der Künste nahmen einen erfreulichen Aufschwung, und bald hatte Frankreich Namen aufzuweisen, die ihresgleichen in der damaligen Welt vergeblich suchten. So waren z. B. Henricus Stephanus⁷, Joseph Scaliger, Isaac Casaubonus⁸ anerkannte Autoritäten in der Sprachwissenschaft, Eujaccius ein vielbewundelter Ausleger der Rechtslehre. Wie rücksichtslos hat der Lehrer des Collège de France, Peter Ramäus, die scholastisch-aristotelische Philosophie angegriffen, was ihm allerdings in der St.-Bartholomäusnacht das Leben kostete! Und wieviel wurde damals auf dem Felde der Geschichtschreibung geleistet! Einen höchst lehrreichen Literaturabschnitt bilden die biographischen Denkwürdigkeiten, die zur Geschichte in demselben Verhältniß stehen, wie die Aussagen der Zeugen zu dem endgültigen Urtheil des Richters. So haben wir die Aufzeichnungen des Jugendfreundes des Königs Franz I., des tapfern Fleurance, der zu deren Abfassung die Mühe verwendete, die ihm die Gefangenschaft auf der Festung l'Eccluse, einem kleinen Hafen an der Scheldemündung, nahe der Grenze Seelands, reichlich gewährte. Mit dem Ausbruch der kirchlichen Streitigkeiten vermehrte sich die Zahl dieser innigen Eingeständnisse, welche eine tiefe Einsicht in die verborgenen Triebfedern eines so bewegten Zeitalters darbieten. Welche Schilderungen

treffen wir in den Commentaren des schwärmerischen Katholiken Blaise de Montluc! Welche Mäßigung und Großmuth tritt uns entgegen in den Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville, welche erst 200 Jahre nach seinem Tode in den Archiven des Familienschlosses Durestal gefunden wurden! Auf der calvinistischen Seite besitzen wir die interessanten Enthüllungen von La Noue, den man den Bahard der Hugenotten, den Catinat des XVI. Jahrh. genannt hat. Der Haß des Florentiners Albert von Gondy (Herzog von Retz), eines Günstlings der Katharina von Medici, brachte es dahin, daß Coligny's „Mémoires“ durch die Flammen vernichtet wurden: ein Verlust, den sein noch vorhandener „Discours sur le siège de St. Quentin“ (1557), ein Denkmal geschichtlicher Gewissenhaftigkeit, ein edles Zeugniß vaterländischen Gefühls und bewundernswerther Seelenstärke, um so erheblicher erscheinen läßt. Sonst haben wir von Coligny's Hand nur noch zwei Schriften: „Lois et ordonnances militaires pour l'infanterie“, und sein „Testament olographe“.⁹ Ferner haben wir das höchst wichtige Buch des gewissenhaften Regnier de la Planché: „Estat de la France sous François II“, und die in echt Livianischer Schreibweise abgefaßten 130 Bücher der Geschichte seiner Zeit (1546—1607) von Thuanus (Jacques Auguste de Thou), dessen Kritik so geachtet war, daß, wie man erzählt, König Jakob I. von England sich vergeblich um die Ausmerzung gewisser Stellen des Geschichtswerkes bemühte. Allerdings scharf sind seine Urtheile über die Guisen, über Thevet (XVI. Buch) und andere; wiederum sind manche, wie über Anton von Navarra (VIII. Buch), viel zu günstig.

Aber der Einfluß des italienischen Geistes beschränkte sich nicht auf die Verehrung der sinnigen Musen und der holden Grazien, er suchte auch die Ritter- und Minnedichtung, wie sie bei den Burgherren und an den Fürstenhöfen beliebt war, zu entwickeln und auszudehnen. Der Allegorie und der Symbolik wurde ein immer weiterer Raum zugewiesen. Die Allegorie war ein bequemes Gehäuf, in welches man, ohne den Schleier der Sinnlichkeit ganz zu lüften, alle Erzeugnisse des Verstandes und der Einbildungskraft einfassen konnte; aber dies genügte jetzt nicht mehr. Man ließ die muthwillige Ausgelassenheit, die unverhüllte Unzucht in abstoßendem

Spiel hervortreten. Ein Hauptvertreter dieser Geistesrichtung war François Rabelais, Mönch und Humanist, Arzt und Priester, in dessen Schriften, wie in den Lustspielen des Aristophanes, alle Seiten des Lebens, alle Tugenden und Laster sich getreu abspiegeln. Seine Geschichte des Riesenkönigs Gargantua und seines Sohnes Pantagruel ist ein Gemälde des öffentlichen Lebens in Kirche, Staat und Gesellschaft, ein unerschöpflicher Schatz von Wit, leider in schlüpfriger Rede abgefaßt.¹⁰

Der Humanismus, wie diese Aufklärung des Geistes im schwindenden Schatten des Mittelalters genannt wird, war die Wiege der kirchlichen Neuerung. Ihm huldigte Calvin, wahrscheinlich ein Freund von Rabelais. Seine Erstlingsarbeit war eine Schrift über Seneca's Buch von der Milde; nachher wandte er sich von der Rechtsgelehrsamkeit, die ihm nicht zusagte, zur Theologie, und von mächtigen Widersachern bedroht, entfloß er (1533), unter dem Namen von Charles d'Espeville, nach Italien an den Hof von Ferrara, wo französische Flüchtlinge Aufnahme und Unterstützung bei der Herzogin Renata zu finden pflegten.¹¹ Sein weltgeschichtliches Werk, Lehrbuch der christlichen Religion, mit einer vielbewunderten Zueignung an Franz I., ein Buch von tiefgreifender Wirkung (Basel 1535), der Talmud der Ketzerie, wie es die Gegner nannten, ist, neben Amhot's Uebersetzung von Plutarch¹², Muster und Vorbild einer feinen Prosa geworden. Beide Werke waren lange Zeit tonangebend für die französische Schriftsprache. Mit Calvin und Beza in kirchlichen Fragen übereinstimmend, wenn auch kein fester Befenner der neuen Lehre, war der Dichter Clement Marot (1495—1544). Durch sein allegorisches Gedicht „Tempel des Liebesgottes“ erwarb er sich die Freundschaft des Königs Franz I., und durch andere dichterische Schöpfungen gelangte er zu hoher Gunst bei Margarethe, der geistreichen Schwester des Königs. An ihrem Hofe sog Marot die Glaubensansichten ein, die ihn dem Calvinismus zuführten und demjenigen Werk Entstehung gaben, welches seinen Namen verewigt hat, nämlich die Uebersetzung der Psalmen, die, durch Beza vermehrt und von dem alten Tonmeister Goudinel mit Sangweisen ausgestattet, der Hauptinhalt des hugenottischen Gottesdienstes geworden sind.

Von der katholischen Geistlichkeit verfolgt, wanderte Marot an den Hof der freisinnigen Herzogin Margarethe von Navarra. Diese geistreiche Frau theilte mit dem Dichter die Neigung zur calvinistischen Lehre, die Vorliebe für die classische Literatur und die Bewunderung der italienischen Dichtung. Ihre Novellen, die sie, nach dem Beispiel Boccaccio's „*Septameron*“ nannte, sind Erzählungen von unsittlichen Geschichten in anmuthiger Form und ungezügelter Rede-weise.¹³

Marot und seine Nachahmer gehörten noch zum Kreise der hinschwindenden Minneidichtung; die Nachfolger aber, die Grundsätze der italienischen Schule festhaltend, suchten ihre Eingebung in den großen Vorbildern des Alterthums. Noch einmal mußten die weiland Griechen und Römer aus ihren kalten Gräbern emporsteigen, um Zeugen einer Geistesumwandlung der Menschheit zu sein. Etienne Jodelle trat bahnbrechend auf, indem er das kunstmäßige Drama nach griechischen Mustern, sogar mit Einschluß des Chors, in Frankreich einzuführen suchte. Als Dichterkürst der neuen Schule gilt jedoch Peter Ronsard, ein Lehrer der Maria Stuart, dessen grenzenlose literarische Anmaßung auf dem einzigen Verdienst knechtischer Nachahmung von italienischen Dichtungen beruhte. Seine zahlreichen Jünger und Nachahmer setzten die maßlose Plünderung des Parnasses mit wahrer Unversfrorenheit fort. Der Bischof du Bellay (1489—1560) übersekte die ersten Bücher der „*Aeneide*“ mit lobenswerthem Erfolg und ahmte den vielbewunderten Meister in Oden und Sonetten nach. Der kleinmüthige Dichter Baif, der ein Spottgedicht auf Coligny's Leichnam verfertigte, überbot in seinen Epigrammen den Martial nur an ungefesselter Unzüchtigkeit. Die Ronsard'sche Schule hielt zur katholischen Partei und lebte von der Hofgunst und den fetten Fründen, die das Königthum zu seiner Verfügung hatte, was sie freilich nicht hinderte, alle möglichen Freiheiten der griechisch-römischen Welt, auch die der plumpsten Nacktheit der Darstellung, in Anspruch zu nehmen.

Im Gegensatz zu diesem leichtfertigen Verfahren der Ronsard'schen Schule steht die spröde Sittlichkeit der Anhänger Calvin's, die ihr strenges Maß an die literarischen Erzeugnisse des Alterthums legten: sie bewunderten die Denkfreiheit der Alten, die

Vollkommenheit ihrer kunstmäßigen Werke, die logische Anlage ihrer Verstandesleistungen; aber mit Entrüstung verwarfen sie die sittlichen Uebertretungen, die leichtsinnigen Verirrungen der Vernunft. Der glanzvollste Name dieser Schule ist zweifelsohne d'Aubigné (1550—1630), der die katholische Partei als Dichter und Krieger tapfer bekämpfte. Ein anderer Dichter der nämlichen Geistesrichtung ist du Bartes (1544—90), der in einem großartig angelegten Epos („Die Woche der Schöpfung“) die Aufgabe übernahm, die ganze Heilige Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Erscheinung Christi dichterisch darzustellen. Durch diese unvollendet gebliebene Arbeit, deren einziger Werth darin besteht, daß sie Milton bei der Abfassung seines „Paradise lost“ dienlich war, und durch andere poetische Leistungen erwarb er sich den Titel eines Patriarchen der protestantischen Dichter. Die hugenottischen Volkslieder, die religiösen und die polemisch-satirischen, ebenso wie die Kriegs- und Märtyrerslieder, hat Henri Bordier sorgfältig in seinem „Chansonnier Huguenot du XVI^e siècle“ gesammelt.

Zweiter Abschnitt.

Im XVI. Jahrh. brach der heftige Religionskampf aus, der in Europa alle Völkerverhältnisse umwandelte, das beste Blut vergendete und nur dadurch zum Stillstand kam, daß Deutschland im Dreißigjährigen Kriege an den Rand des Abgrundes gebracht wurde, Frankreich seine edelsten Kinder einbüßte, die Apenninische Halbinsel unter fremder Botmäßigkeit alle Spannkraft dahinschwinden sah und die finstere Nacht des Aberglaubens und der theokratischen Knechtschaft die iberischen Völker umhüllte. Trotzdem hatte die Menschheit einen großen Fortschritt gemacht. Infolge der Einführung des Schießpulvers und der Buchdruckerpresse wurde das System der Leibeigenschaft vollends erschüttert, die Wissenschaft zum Gemeingut Aller gemacht; infolge der Entdeckung Amerikas erweiterte sich der Wohnraum des Menschen und thaten sich neue Gebiete für die Arbeit des Geistes und der Hände auf; infolge der kirchlichen Neuerung verschwanden Tausende von Klöstern und Kirchengütern, wodurch in Europa eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung anheimgestellt wurde, hörten unzählige Feiertage auf, die ein Hemmniß des Fleißes waren, und, was das Kostbarste ist, erwachte der Geist der freien Forschung, das Erspähen der Naturgeheimnisse, die Entmündigung der Wissenschaft. Allerdings besitzt die katholische Kirche den Vortheil der autokratischen Einheit und Unwandelbarkeit, einen reizvollen Cultus und weiß sich immer, der weltlichen Macht gegenüber, eine selbständige Stellung zu erringen; aber die protestantische Kirche erfreut sich des unschätzbaren Gutes

der Freiheit und herrscht siegreich auf dem Gebiet der Wissenschaft. Jene hat überall, nach ihrem eigenen Vorbilde, das absolute Königthum gründen helfen, kann aber nirgends als echt nationale Kirche gelten; diese hat bei ihren Befennern das Panier des demokratischen Princips aufgepflanzt und huldigt in keinem Lande fremdem Einfluß. Die kirchliche Neuerung erzeugte zwar im katholischen Lager die tridentiner Gegenreformation; aber die daraus hervorgegangenen Satzungen faßten hauptsächlich die Befestigung der päpstlichen Autorität und die Verschärfung des Gegensatzes zum Protestantismus ins Auge; aber eben diesem Protestantismus verdankte der reformirte Katholicismus seine Verjüngung und seine Ausbildung. Der religiöse Zwiespalt erwies sich höchst heilsam in seinen Folgen, denn er sicherte die Fortdauer christlicher Glaubensanschauungen.

Aber ein solcher Bruch mit den Ueberlieferungen einer langen Vergangenheit ließ sich nicht ohne tiefgehende Erschütterungen versuchen, geschweige denn bewerkstelligen. Die europäische Gesellschaft hatte, bei der Entwirrung ihrer ringenden Völkerknäuel im anbrechenden Mittelalter, sich am Gängelband der Geistlichkeit emporgerichtet, und seitdem hatte der Lauf der staatlichen Entwicklung stets der strengen Bevormundung einer sich fortbildenden Hierarchie gehorcht. Innig verschmolzen, wie Staat und Kirche waren, frankten nun beide gleichmäßig an den Gebrechen ihrer eigenen Ueberlebung, und dieselben Triebe, welche die Verjüngung der politischen Ordnung erheischten, geboten auf dem theologischen Gebiete, die kirchliche Lehre, von den zufälligen Auswüchsen gesäubert, auf ihren wesentlichen Inhalt zurückzuführen. Diese Regungen thaten sich überall kund; im Mittelpunkt der Hierarchie, auf der Apenninischen Halbinsel, ebenso wie auf den entlegenen Kreislinien ihres Machtbereiches. Allenthalben brach der Kampf los, nirgends aber neigte sich die Wagschale ganz auf die eine oder die andere Seite; nicht in Deutschland, wo die stärksten Factoren für den Sieg der Neuerung vorhanden waren, nicht in England, wo König und Adel das Banner der Reformation begeistert empor schwangen, nicht in den Niederlanden und bei den skandinavischen Völkern, wo die neue Lehre mit volksthümlichen Staatsumwälzungen Hand in Hand ging, noch weniger in Frankreich, wo Königthum und Papstthum, Staat

und Kirche innig verwachsen waren. Hier, wie sonst überall, äußerte sich das Bedürfniß nach religiöser Besserung in der milden Gestalt der humanistischen Regungen, denen sogar hervorragende Mitglieder der Geistlichkeit anhängen. Franz I. war ein erleuchteter Geist, ein Verehrer von Erasmus, Luther, Melancthon, und bei seiner tiefen Abneigung gegen die großen staatlichen Körperschaften, die, wie die Universität, die Sorbonne, die Mönchsorden, die großen Organe der öffentlichen Opposition waren, war es nicht zu verwundern, daß er als Gegenwehr die heranreisenden Anschauungen ausbeutete; sein politischer Freisinn ging aber nicht über die weltlichen Annahmen der Geistlichkeit hinaus, das theologische Lehrgebäude durfte nicht angetastet werden, und wo der Kern des katholischen Glaubens, wie bei den Waldensern, getroffen zu sein schien, da schritt er mit unnachgiebiger Strenge ein.

Wo nun der Kampf einen eigenthümlichen Verlauf nehmen sollte, das war die Eidgenossenschaft. In den deutschen Cantonen hatte Zwingli die Reformation, welche von der Luther'schen in der Auffassung der Lehre und den Formen des Lebens abwich, durchgeführt, und seit dem Landfrieden von Kappel durften die kirchlich getrennten Bundesglieder ihre besondern Tagfakungen ruhig halten. Freilich lag die Sache ganz anders in den französischen Cantonen. In dem Theile vom alten Burgund, der kaiserlich geblieben war, entspann sich der Streit zwischen den Herzogen von Savoyen und dem berner Staat, was so viel heißt, daß hier die zwei großen religiös-politischen Gegensätze um die Herrschaft rangen. Zürich und Bern waren anerkanntermaßen die Vororte der Eidgenossenschaft und an beiden, hauptsächlich am zweiten, der das Waadtland in Besitz nahm, fand die Ausbreitung der neuen Glaubenslehre in die französisch sprechenden Grenzvölkerschaften Rückhalt und Förderung. Die großen Apostel waren zwei Franzosen: Wilhelm Farel, ein hochbegabter Schüler Fabry's, der durch Gewandtheit und Willensstärke den Protestantismus in Genf einführte, und Johann Calvin (Cauvin), der ihm die Bedingungen seines Fortbestehens verschaffte. Der genfer Staat lebte in ganz besondern Verhältnissen. Genf war eine Reichsstadt. Die Auflösung des Reiches Karl's des Großen brachte die bischöfliche Macht zur Geltung, die jedoch in einem demokratischen Gemein-

wesen den Volksfreiheiten Rechnung zu tragen hatte. Bischof Arbutius, ein Zeitgenosse und Freund des heiligen Bernhard von Clairvaux, erlangte vom Kaiser Friedrich I. die gesetzliche Bestätigung dieser geistlich-weltlichen Stadtverfassung, was als eine Bürgerschaft gegen die Anmaßungen der Grafen von Savoyen erachtet ward. Ein späterer Nachfolger des Arbutius, Adhemar Sabri, ging auf neue Verbindlichkeiten ein (1385), und es wurde festgesetzt, daß jeder neue Bischof auf die genaue Beobachtung der verbrieften Freiheiten der Stadt (Franchises) vereidigt werden mußte. Da aber die Grafen von Savoyen, welche Genf stets als ein Erbtheil ihres Hauses betrachteten, nie aufhören wollten, ihre Ansprüche geltend zu machen, so kamen immerwährend Streitigkeiten vor, die in dem Vicedomat der savoyischen Grafen eine Erlebigung gefunden zu haben schienen. Es bestand also eine dreitheilige Regierung, als im Anfange des XV. Jahrh. der Papst die Ernennung des Bischofs, der von der genfer Geistlichkeit gewählt und von der Bürgerschaft bestätigt zu werden pflegte, an sich riß und dieses kirchliche Amt zur Versorgung der jüngern Mitglieder des savoyischen Hauses bestimmte. Diese fürstliche Gewalt des Bischofs rief in der gewerbfleißigen Stadt eine bedenkliche Gärung hervor, welche die Einführung des Calvinismus hauptsächlich förderte. Als der kirchliche Bannstrahl zu wiederholten malen die genfer Bürgerschaft traf, blieb dieser nichts übrig, als aus dem katholischen Glaubensverbände auszutreten.

Es vollzog sich eine erstaunliche Verwandlung. In einer malerischen Gegend des mittlern Europa gelegen, war Genf die gedeihende Stätte aller Gewerbe, der reizende Tummelplatz ausgelassener Vergnügungen und aller Genüsse des Lebens, die blühende Stadt, wo die Pracht der katholischen Feierlichkeiten mit dem glänzenden Aufwande einer reichen Bürgerschaft wetteiferte, der lärmende Mittelpunkt großer politischer Entscheidungen. Im Nu war alles dahin. Eine gewerbliche Stadt blieb es immer, wo aber Ordnung, Zucht und Fleiß obwalteten; die Lustbarkeiten verschwanden, das Kirchengepänge ersetzte der einfache Gottesdienst mit Lobgesängen auf den Herrn, denn es war eine Zufluchtsstätte aller Geächteten geworden; an die Stelle der Bühnenfreunden trat der Ernst der Hochschule (5. Juni 1559), welche zwei Jahrhunderte früher Kaiser Karl IV.

unter der Bedingung des jehovah'schen Jocheb angeboten hatte. Von Feinden umringt, vom Befehrungseifer befeelt, konnten die Genfer wenig Muße für weltliche Zerstreuungen erübrigen, sie hatten für Angriff und Vertheidigung zu sorgen, und schon diese Vertheidigung war keine leichte Aufgabe. Denn Genf, sagt Michelet, konnte sich nur durch seine sittliche Kraft behaupten. Es hatte kein Gebiet, kein Heer, für dasselbe bestand kein Raum, keine Zeit, kein Stoff, es war die Stadt des Geistes, die Burg einer Idee, auf den unerschütterlichen Felsen der Prädestination gebaut. Wider das unermessliche und finstere Netz, welches Europa durch Frankreichs Schulb umstricken sollte, war ein solches Heldenseminar eine Nothwendigkeit. Zu jedem bedrohten Volke sandte, an Heeresstatt, das neue Sparta einen Spartiaten, und nun ging der Kampf los! Es möge in der Tiefe ein Lohola seine unterirdischen Gänge graben, es möge in der Höhe das Gold der Spanier und das Schwert der Guisen verblenden und verderben! In dieser schmalen Umhegung, in diesem finstern Garten Gottes blühen, zum Heil der Freiheit der Seelen, die blutenden Rosen, die Calvin's Hand pflegte. Wenn man irgendwo in Europa Blut und Folterqualen zu sehen wünscht, einen Menschen dem Feuertode oder dem Rade zu weihen braucht, dieser Mensch findet sich zu Genf, muthesfroh und bereit, unter Lobgesängen auf den Herrn und dem Klange der Psalmen in den Tod zu gehen. „Ginevra è la miniera di questa sorte di metallo“, sagte in seinem Bericht der venetianische Gesandte Suriano (1561).

Beim ersten Erscheinen der reformatorischen Bewegung durfte wol niemand muthmaßen, daß ein dauernder Bruch daraus erwachsen würde. Es herrschte allerdings eine große Gärung in allen Schichten der europäischen Gesellschaft, seitdem die großen Erwartungen, die man auf die Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel gesetzt hatte, unerfüllt geblieben waren; aber der römische Curialismus ruhte auf der schwer zu erschütternden Macht kirchlicher Ueberlieferungen, alle staatlichen und individuellen Verhältnisse waren mit der katholischen Kirche innig verwachsen, die autokratische Gewalt der Päpste fußte auf der festen Grundlage des Glaubens, sie verfügte über die mannichfaltigsten Rüstzeuge, um der Ausführung aller seiner Entschliefungen vollkommen sicher zu sein, und konnte jedwede

politische Handlung eines europäischen Fürsten nach Gutdünken fördern oder hemmen. Außer den nachbarlichen Beziehungen und auswärtigen Verwickelungen hatten die Fürsten, nebst einer öffentlichen Meinung, mit allerlei Mönchsorden und geistlichen Genossenschaften zu rechnen, die, weil sie kräftig genug dazu waren, auf den Gang der Staatsgeschäfte einwirken und, weil sie auch ihre eigene Politik betrieben, die weltliche Macht schwächen konnten. Es war der sehnlichste Wunsch der frühern Jahrhunderte gewesen, das Heilige Land der Christenheit zurückzuerobern, und ein solcher Wunsch erfüllte die Gedanken der Menschen und bildete einigermaßen die Richtschnur der staatlichen Beziehungen. Gleich nach dem ersten Kreuzzuge hatten sich zwei mächtige Ritterorden, die Templer und die Johanniter, gebildet. Die Tempelherren oder Brüder der Miliz des Tempels, weil sie im königlichen Schlosse bei dem Tempel Salomo's wohnten, gelangten durch Schenkungen und Vermächtnisse zu großen Reichthümern, und wie der Johanniterorden für die italienischen, so hatte der Templerorden für die französischen Pilger zu sorgen. Nach dem Verluste ihrer Besitzungen in Palästina zogen sich die meisten Templer nach Cypern und von dort nach Frankreich zurück. Philipp IV. benutzte die Ohnmacht der Päpste, welche den Apostelsitz in Rom verlassen hatten und in der Rhônestadt Avignon als französische Hofbischöfe nur gegen das Ausland die Anmaßungen der Hierarchie geltend zu machen wußten, um durch Clemens V., früher Bischof von Bordeaux, den Templerorden aufheben zu lassen (1310). Von dem französischen Eigenthum des Ordens zog der rücksichtslose König vieles ein; das in andern Ländern gelegene fiel theils an die Johanniter, theils an die Landesfürsten. So wurde in Portugal das Eigenthum der Templer dem Christusorden überwiesen, und durch eine Bulle des Papstes Julius III. wurde das Großmeisterthum des Christusordens auf ewig mit der portugiesischen Krone verknüpft, woher das Patronatsrecht der kaiserlichen Krone in Brasilien rührt.

Wenn Philipp IV. den großen Orden, welchen die französischen Edelleute zur Eroberung des Heiligen Landes gestiftet hatten, zersprengte, so war es ein zweiter großer Schritt auf der nämlichen Bahn, daß Franz I. mit den feindlichen Mächten, welche

das Papstthum oder die Christenheit gewaltig bedrohten, sogar in Verbindung trat. Mit den Osmanen schloß er ein öffentliches Bündniß, und als er den Herzog von Savoyen angriff und verjagte, entfernte er den vornehmsten Feind der calvinistischen Genfer, und sein Nachfolger Heinrich II. ließ denselben seine Unterstützung im Falle eines kaiserlichen Angriffs förmlich zusagen (1548). Die Ausbildung der neuen Politik würde sich nie haben vollziehen können, wenn die Ansicht einer christlichen Gemeinschaft der europäischen Nationen fortgedauert hätte; die innere Einheit des Staates und die Entwicklung der königlichen Gewalt wären undenkbar, solange mächtige Körperschaften die Kräfte des Landes zu andern Zwecken verbrauchten. Nie wäre eine volksthümliche, aus den Forderungen des politischen Bestehens entsprossene Richtung der auswärtigen Angelegenheiten überhaupt möglich, wenn der Staat den Geboten eines verjährten Bundes für kirchliche Zwecke hätte Folge leisten müssen. Aus dieser zwitterhaften Stellung in trüben Zeitläufen erklärt sich natürlich die Erscheinung solcher zwiespältigen Gefühle, wenn so viele Männer bald in dem einen, bald in dem andern Lager, nicht selten im Gegensatz zu den Rücksichten der Geburt und der Ueberzeugung, auftreten. Es war ein Widerstreit der religiösen Anschauungen und der gewohnten bürgerlichen Pflichten, die nun nicht mehr übereinstimmten.

Das osmanische Bündniß Franz' I. erregte ein solches Erstaunen, daß die deutschen Protestanten Bedenken trugen, mit ihm auf eine nähere Verbindung einzugehen. Andererseits treffen wir die französischen Mitglieder des Johanniterordens als treue Verbündete des Kaisers in seinem hartnäckigen Kampfe gegen die Mohammedaner in Algier, in Ungarn, in Tunis und überall.

Im XI. Jahrh. wurde, nicht weit vom Heiligen Grabe, zur Wartung und Aufnahme armer oder kranker Pilger, eine Herberge mit der Ordensregel der Benedictiner von Kaufleuten aus Amalfi erbaut, welche gegen bedeutende Geschenke vom ägyptischen Kalifen Mostaffar Billah die Erlaubniß dazu erlangten. Bald wurde dieses Verpflegungshaus zu klein für seinen Zweck, und die Mönche errichteten eine neue Herberge. Dieser sogenannte Johanniterorden entfaltete eine segensreiche Wirksamkeit. Der erste Großmeister war Gerhard

Tunc (Tom), aus der Stadt Martigues in der Provence, der sich in seiner Bescheidenheit nur Vorstand und Hüter des Ordens nannte. Er führte das Ordensgewand ein, einen schwarzen mit einem weißen Kreuze gezierten Mantel, legte seinen Klosterbrüdern die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams auf und begründete durch seine Milbthätigkeit und Hingebung die künftige Größe des Ordens. Sein Einfluß war sehr mächtig, und unter seiner Verwaltung erhielten die Johanniter in Europa, z. B. von Gottfried von Bouillon und den Grafen von Schwerin aus dem Hause Mecklenburg, wichtige Landschenkungen, welche den Anfang der sogenannten Priorate bildeten. Papst Paschal II. bestätigte den Orden durch die Bulle vom 15. März 1113 und verordnete, daß künftighin nur die Ordensbrüder das Recht zur Ernennung des Großmeisters haben sollten. Gerhard's Nachfolger, Rahmund du Puy (1121), fügte den drei Gelübden ein viertes hinzu, nämlich die Waffen zur Vertheidigung der Religion zu führen. Zu dieser Zeit erhielt der Orden seine endgültige Verfassung und Mönchsregeln: er zerfiel in drei Rangstufen, Ritter (milites), Kaplane (sacerdotes) und Waffenknechte (servientes), die nach sieben Landsmannschaften oder Zungen (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Deutschland, England, Aragonien) eingetheilt waren, zu denen später durch die Trennung Aragoniens eine achte (Castilien und Portugal) kam. Die höchste Gewalt lag in den Händen des Großmeisters, welcher in dem maltesischen Zeitalter als souveräner Fürst Botschaften an allen europäischen Höfen unterhielt. Nächst dem Großmeister nahmen die Baillis oder Großkreuze, die sich wiederum als Conventual-, Capitular- und Ehrenbaillis unterschieden, die höchste Stellung ein. Die Ehrenbaillis waren Titularwürden, die der Großmeister mit päpstlicher Genehmigung verleihen durfte. Die Capitularbaillis wohnten nicht am Ordenshauptsitze, sondern in ihrer Heimat, wo sie auf den Balleyen als Großpriorer den ihnen zugewiesenen Geschäften oblagen. Die Conventualbaillis, in der amtlichen Sprache Pfeiler (pilieri) genannt, wohnten im Kloster selbst, waren die Vorsteher ihrer betreffenden Landsmannschaften und bildeten den Geheimrath des Großmeisters; sie waren acht an der Zahl und gelangten zu dieser Würde entweder in

Altersfolge oder in Anbetracht hervorragender Verdienste. Sie versahen die verschiedenen Aemter, welche nicht nach der Befähigung der Einzelnen vergeben, sondern von vornherein den Zungen als Eigenthum zugetheilt wurden, eine Einrichtung, die wahrscheinlich zum Zweck hatte, der Eifersucht und den Gefahren der Wahlumtriebe vorzubeugen, obgleich das Vorherrschen des französischen Elements eine fortbauernde Ursache greller Mischelligkeiten abgab. Der Bailli von Provence war Großcomthur, d. h. er war Verweser des Schatzamtes, Kassenverwalter, Aufseher der Kriegsvorräthe, Director der Zeughäuser und Meister der Artillerie; der Bailli von Auvergne war Großmarschall, er führte nämlich das Commando über die Land- und Seekräfte und ihm war die Standarte des weißen Kreuzes anvertraut; der Bailli von Frankreich war Großhospitaller, d. h. Verwalter der Herbergen und Krankenhäuser des Ordens; der Bailli von Italien war Großadmiral oder General der Galeeren, aber dem Großmarschall unterstellt; der Bailli von Aragonien war Drapier oder Großconservator, d. h. Commissariatschef des Ordensheeres; der Bailli von Deutschland war Großbailli des Ordens, d. h. er war Chef des Geniewesens, und führte später, in der maltesischen Zeit, das Inspectorat über die Inseln Gozzo und Comino und das Castell San-Pietro in der Levante, ebenso wie das Präsidium in den Zungenversammlungen; der Bailli von Castilien und Portugal war Großkanzler, ihm fiel die Leitung der Rechtspflege und der diplomatischen Geschäfte zu; der Bailli von England war Turkoposier, nämlich Führer der leichten Cavalerie, und führte die Aufsicht über die großmeisterlichen Marställe, die Feld- und Hauswachtdienste und die Waffenkammer. Die Aufnahme als Ritter war an die genaue Nachweisung adeliger Herkunft geknüpft, nur für die priesterliche Würde war eine solche Bedingung nicht erforderlich. Die Kaplane versahen ihr geistliches Amt an der Klosterkirche des heiligen Johannes, am Hofe des Großmeisters, in den Herbergen ihrer Zungen oder am Bord der Ordensgaleeren. Außer diesen Conventualkaplanen, aus welchen der Prior der Kirche des heiligen Johannes und der Erzbischof von Rhodus, resp. Malta, der erstere vom Großmeister, der letztere vom Papst, erwählt wurden, gab es auch eine andere Klasse von Geistlichen, die sogenannten

Obedienzpriester, die ihren kirchlichen Pflichten in den Großprioraten und Comthureien ihrer Zungen, also meistens in ihrer eigenen Heimat, oblagen. Seit der Uebersiedelung des Ordens nach Malta waren die Conventualkaplane, ebenso wie der Prior und der Bischof, gewöhnlich geborene Malteser, was früher auf Rhodus, wo die Eingeborenen sich zur griechischen Kirche bekannten, nicht der Fall sein konnte.

Seit Raymond du Puy war, selbst unter den schlimmsten Umständen, kein bedeutender Rückschritt in der gedeihlichen Entwicklung des Johanniterordens eingetreten. Unter seinen Nachfolgern zeichnen sich die beiden Brüder Villaret aus: Wilhelm von Villaret (1300), der den Gedanken faßte, Rhodus zu erobern, und Falco von Villaret, der diesen Gedanken ausführte (1310) und durch diese Schaffung einer kriegerisch-religiösen Mark an der Grenze einer feindseligen Welt dem Orden einen weiten Spielraum militärischer Thätigkeit eröffnete und auch eine mächtige Grundlage wirthschaftlicher Blüte sicherte. In diese Zeit fällt auch die gewaltsame Aufhebung des Tempelordens, dessen Güter größtentheils den Hospitalitern zugewiesen wurden. Außer den unablässigen Kämpfen gegen die Mohammedaner, welche den tapfern Geist nie aussterben ließen, erfüllen die Geschichte des Rhodiserordens ausgedehnte Handelsunternehmungen, welche die Kassen desselben bereicherten. Ganz eigenthümlich waren die finanziellen Einrichtungen des Ordens. Seine Besitzungen in den verschiedenen europäischen Ländern waren, zum Behuf einer leichtern Verwaltung, in Priorate eingetheilt. Ein Priorat umfaßte irgendeinen Gebietsbezirk oder eine Provinz eines europäischen Staats und zerfiel wiederum in Comthureien, und jeder von diesen stand ein Comthur vor, der die Ausgaben besorgte und etwaige Ueberschüsse an das Schatzamt des Priorats ablieferte. In jedem Großpriorat gab es eine Comthurei, deren ganze Einkünfte dem Großmeister vorbehalten blieben; aber in Betreff der übrigen Comthureien war der Großprior, gemäß einem Voranschlag der wahrscheinlichen Einnahme, für ein Drittel dieser Einnahme verantwortlich. Die Beträge, welche die Großpriore an das Schatzamt in Rhodus, resp. Malta, abzuliefern hatten, wurden unter dem Namen Responsgelder (responsiones) an Generaleinnehmer

in den verschiedenen Handelsstädten Europas übermittelt, welche die Bankgeschäfte des Ordens besorgten.

Im XVI. Jahrh. bilden, wie sich Falkenstein ausdrückt, die Großmeister d'Aubusson, Villiers de l'Isle Adam und La Valette das glänzende Dreigestirn, das mit unvergänglichem Glanze aus der Geschichte des Johanniterordens hervorleuchtet. Unter d'Aubusson's Amtsführung hatten die Hospitaliter eine ernste Gefahr zu bestehen, als Mohammed II. die Insel Rhodus anzugreifen beschloß (1480). Mit einer Flotte von 160 Schiffen und 100000 Mann Landungstruppen konnte doch der Großvezier Misach Paläologus, bei einer Belagerung von 89 Tagen, den tapfern Widerstand der Ritter nicht bezwingen. Mohammed II. hatte die Absicht, die Eroberung von Rhodus noch einmal zu versuchen, als ihn der Tod ereilte (1481). Unter seinem Nachfolger, dem auch sonst friedliebenden Bajazet II., wurde dem Fluge der osmanischen Machtentfaltung auch dadurch Einhalt geboten, daß des Sultans feindlicher Bruder, Dschem, den sein Gönner d'Aubusson in fränkischer Gefangenschaft hielt, den abendländischen Fürsten als politischer Popanz gegen die Pforte diente. Als aber der unglückliche Prinz, durch die Tücke des Papstes Alexander VI., einem zehrenden Gift in Italien erlag und Bajazet II. starb, kam eine neue Zeit der Macht und Herrlichkeit über das Osmanenreich. Der Enkel Mohammed's II., Selim I., machte den Tigris zur Ostgrenze gegen Persien, besiegte die Mamluken in zwei mörderischen Schlachten und fügte Mesopotamien, Syrien und Aegypten seinem Reiche hinzu; auch brachte er die türkische Seemacht noch mehr in die Höhe. Sein Sohn, Suleiman der Prächtige, schritt auf Selim's glänzender Eroberungsbahn fort.

Philipp Villiers de l'Isle Adam, aus einem angesehenen Hause des Beauvais, ein Enkel des französischen Marschalls Johannes von Villiers, wurde im Januar 1521 zum Großmeister erwählt. Seine Amtsführung gehört zu den denkwürdigsten in der Geschichte der Johanniter, denn sie fällt zusammen einerseits mit den großen Stürmen der europäischen Glaubensneuerung, welche die Ordensherbergen entzweite und der Auflösung nahebrachte, und andererseits mit der kriegerischen Regierung des großen Suleiman.

Nach dem Falle Belgrads griff Suleiman die Insel Rhodus mit 140000 Mann an, denen eine Reserve von 60000 aus den Provinzen Bosnien und Walachei zur Seite stand. L'Isle Adam verfügte nur über 4500 Mann regelmäßiger Truppen, viele Freiwillige von der Insel und 600 Ordensritter. Mustapha-Pascha commandirte die Belagerungsarmee, und der berühmte Admiral Curtoglu befehligte die Flotte: Suleiman kam selber, um den Kriegsarbeiten eine kräftige Leitung zu sichern. Nach einem zweihundertjährigen Besitz übergaben die Ritter die Insel Rhodus und zu Weihnachten 1522 hielt Suleiman seinen feierlichen Einzug in die Burg. Von seinen Ordensgenossen begleitet ging Villiers de l'Isle Adam zunächst nach Candia, von dort nach Messina, welches er infolge einer mit großer Wuth ausgebrochenen Seuche verlassen mußte, und schließlich nach Civita-Vecchia. Inzwischen starb Adrian VI., und in dem von den Rittern bewachten Conclave wurde der neue Papst Giulio de Medici unter dem Namen Clemens VII. gewählt. Dieser suchte den vertriebenen Rittern eine neue Heimat zu verschaffen. Man dachte an Elba, Cerigo, Candia und zuletzt an Malta. Karl V., dessen sicilianischem Königreiche diese Insel gehörte, willigte nach vielen Unterhandlungen in den Vorschlag ein, und so wurde Malta nebst den umliegenden Inseln durch den Vertrag von Castel-Franco (März 1530) dem Johanniterorden unter den lästigen Verbindlichkeiten abgetreten, daß derselbe dem Kaiser Gehorsam geloben und in der Stadt Tripolis eine hinreichende Besatzung unterhalten mußte. Am 26. Oct. 1530 übernahm Villiers de l'Isle Adam die Herrschaft über die neuen Ordensbesitzungen und zog in Citta-Notabile ein. Hier war alles, wie zu erwarten stand, neu einzurichten, zunächst die Bereitstellung der Vertheidigungsmittel, denn der Hafen von Malta war unbefestigt. Dieser zerfällt in zwei Theile. Der größere wird durch eine nach Nordost sich erstreckende Landzunge, Sceberras, in zwei Becken gesondert. Der kleinere besteht aus drei kleinen Buchten, die von zwei unbedeutenden Landzungen gebildet werden: auf einer dieser Landzungen, die San-Giuliano hieß, war überhaupt keine Vertheidigung errichtet; auf der andern aber stand die einzige Festung der Insel, Sant-Angelo, hinter welcher der winzige Weiler St Burgo lag.

Villiers de l'Isle Adam starb am 22. Aug. 1534 und hatte den Piemontesen Peter de Ponte (du Pont) zum Nachfolger. Der osmanische Seefürst Barbarossa bedrohte, nachdem er sich in Tunis festgesetzt hatte, die Stadt Tripolis; um dieselbe zu unterstützen, schickte der Großmeister ein Hilfscorps unter dem Befehle des Comthurs von Grolée. Kaiser Karl V. wollte auch die große Macht des osmanischen Seefürsten brechen, der seine Staaten beunruhigte, und unternahm selber von Cagliari aus den berühmten Kriegszug gegen Tunis (1535), nahm die Festung La Goletta und eroberte Tunis. Hier wurden durch die kühne That des gefangenen Ordensritters Paul Simeoni 22000 Christenflaven gerettet, welche dazu bestimmt waren, mitammt der Burg von Tunis bei der Annäherung des europäischen Heeres in die Luft zu fliegen; aber die Sieger verfuhrten auch ihrerseits mit unmenschlicher Grausamkeit. Barbarossa floh in größter Eile aus der Stadt. Die kaiserlichen Truppen, von Simeoni herbeigerufen, überfielen jetzt die unglücklichen Tunesen, sengten, mordeten, plünderten und verheerten alles, was ihre blinde Rachelust traf. An 200000 Menschen, sagt Falkenstein, sollen um das Leben gekommen sein. Im November desselben Jahres starb de Ponte, und sein Nachfolger Didier von Sainte-Baille, Großprior von Toulouse, entschlief (1536) auf der Reise nach Malta zu Montpellier. Unter der Amtsverwaltung seines Stellvertreters, Jakob von Palloquin, unternahm Miradin, der osmanische Befehlshaber in Tapira, einen Angriff gegen Tripolis, den der tapfere Großprior von Deutschland, Bürg Schilling, glücklich zurückschlug. Im October 1536 wurde der Aragonese Johann von Dmedes zum Großmeister erwählt, dessen Amtsführung zu den glücklichsten in der Geschichte des Malteserordens gehört.

Einer der berühmtesten Ritter des Malteserordens im XVI. Jahrh. ist Villegaignon.¹⁴ Seine Aeltern waren der königliche Anwalt Ludwig Durand, Herr von Villegaignon, und Johanna Fresnoy. Seine Geburt fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das Jahr 1510. Er erblickte das Licht der Welt zu Provins, einer kleinen Stadt der Champagne, wo der Dichter Guiot geboren war, welcher, nebst dem seit 1180 in Paris als Professor bekannten Engländer Alexander Neckam, zu den beiden ältesten Gewährs-

männern zählt, die den Magnet erwähnen. Auch war in Provins viele Jahre hindurch als katholischer Pfarrer der fromme Claude Haton, der uns viele Umstände aus Villegaignon's Leben in seinen, von Bourquelot herausgegebenen „Denkwürdigkeiten“ aufbewahrt hat. Die Geschichte von Villegaignon's Jugend ist wenig bekannt. Wahrscheinlich nach Art der zeitgenössischen Edelleute erzogen, fand er an seinem Oheim, dem berühmten Großmeister der Rhodiserritter Villiers de l'Isle Adam, gebührende Ermunterung. Wie seine damaligen Standesgenossen durch körperliche Uebung für den Waffendienst und durch wissenschaftlichen Unterricht für den Besuch der Hochschule gründlich vorbereitet, widmete er sich dem Universitätsstudium in Paris, wo auch Johann Calvin zu seinen Commilitonen gehörte. Es ist unbekannt, in welchem Jahre sein Eintritt in den Johanniterorden stattfand. Handschriftliche Aufzeichnungen auf der Bibliothek zu Provins, die Bourquelot erwähnt, geben zwar 1535 als das Aufnahmejahr an; doch erfährt man aus einem Briefe Villegaignon's, den Ribier anführt, daß er schon zur Zeit von Villiers de l'Isle Adam dem Malteserorden angehörte, und dieser Großmeister war bereits am 21. Aug. 1534 todt.¹⁵

Es scheint außer allem Zweifel zu stehen, daß Villegaignon Kaiser Karl V. auf dessen Eroberungszug gegen Tunis begleitete (1535); aber erst im Jahre 1541, als Karl V. seinen Kriegszug gegen Algier unternahm, bot sich ihm die Gelegenheit dar, aus der Dunkelheit hervorzutreten. Der Kaiser hatte die Absicht, die Seeräuber, die jetzt von Algier wie früher von Tunis aus das Mittelmeer unsicher machten, vollends zu unterdrücken. Suleiman hatte das ungarisch-österreichische Heer geschlagen und die Stadt Buda (Ofen) in Besitz genommen, als wider alles Erwarten und Admiral Doria's hartnäckige Einrede Karl V. seinen Kriegszug gegen Algier unternahm und mit einer großen Flotte, welcher sich der Großbailli Jürg Schilling, General der Ordensgaleeren, mit 400 Rittern und 800 Waffentnechten auf 4 Galeeren angeschlossen hatte, nach einem heftigen Sturme, am 24. Oct. 1541, in der Bai von Algier ankam. Die Regengüsse des Spätherbstes, begleitet von einem kalten Nordwinde, und die Finsterniß der Nacht gereichten den Osmanen bei dieser auf einem moorigen Boden gelieferten

Schlacht zum Vorthail. Schon war fast alles verloren, sagt Falkenstein, schon flohen die italienischen Truppen oder ließen sich, von Kälte ganz erstarrt, ohne Gegenwehr umbringen, als Jürg Schilling mit seinen tapfern Deutschen zwei Angriffe zurückschlug und den Kaiser rettete. Der Ritter Savignac, der das Ordenspanier trug, verfolgte den Feind bis dicht vor die Mauern Algiers und stieß zum Wahrzeichen, daß er dem Herzen der gegnerischen Macht so nahe als möglich zu kommen gesucht habe, seinen Dolch in das Stadthor von Algier. Auch der Ritter Villegaignon stürzte sich mit unbezwinglichem Ungestüm in den dichtesten Haufen des Feindes. Als er an der linken Hand schwer verwundet worden, stieg er, mit der rechten einen tödlichen Streich abhaltend, vom Pferde und tödtete viele seiner Gegner. Dieses Treffen war ungewöhnlich mörderisch: 75 Ritter und beinahe 400 Waffenknechte blieben theils im Gefechte, theils starben sie nach demselben an den mit vergifteten Pfeilen erhaltenen Wunden. Durch das Toben des Sturmes wurden die Schiffe von den Anfern losgerissen, aneinandergetrieben und zertrümmert oder an Felsen zerschmettert. Das Meer um Algier umher war bedeckt mit Trümmern von Schiffen, mit ertrunkenen Menschen und Pferden; 15 Galeeren und 80 andere Fahrzeuge waren in Zeit von einer halben Stunde ein Raub der Wellen geworden. Nach mannichfaltigem Ungemach kam der traurige Ueberrest der vereinigten Flotte am 25. Nov. endlich zu Cartagena an, wo die Ordensgaleeren sich von den übrigen Schiffen trennten und nach Malta zurückkehrten. Aus Dankgefühl verlieh Karl V. auf dem Reichstage zu Regensburg (1546) dem Großprior der Malteser in Deutschland die Würde eines Reichsfürsten, und so wurde seinem Lebensretter, dem Großbailli Jürgen Schilling, der Titel als Reichsfürst von Heitersheim im Breisgau bei Freiburg verdienstermaßen zutheil. Villegaignon ging, um seine Gesundheit zu pflegen, nach Rom und Neapel, wo er die Gastfreundschaft der angiovinischen Familie du Bellay einige Monate genoss und sein höchst merkwürdiges Buch „*Caroli V Imperatoris Expeditio in Africam ad Argieram*“ verfaßte und dem geschickten und tapfern Heerführer Wilhelm du Bellay zueignete.

Die du Bellays, die wir schon unter den Humanisten kennen

gelernt haben, bildeten eine angesehenere und vielverbreitete Familie in Frankreich und Italien, welche die spätere Laufbahn Villegaignon's mit Rath und That förderte. Neben Wilhelm du Bellay, Vicekönig von Piemont, war in derselben Johann du Bellay die Hauptperson. Dieser, früher Bischof von Bayonne und Paris (1522), erlangte im J. 1535 den Cardinalsstuh und das Bisthum von Ostia und ragte, als Aeltester des Heiligen Collegiums, durch seine glänzende Hofhaltung in Rom hervor. Zu beiden stand Villegaignon in sehr nahen Beziehungen. Davon legt schon der herzliche Ton in dem Widmungsschreiben des Buches über den algerischen Kriegszug (*quum tui desiderium me perpetuo sollicitaret*), sowie der Umstand Zeugniß ab, daß er in Rom bei einem Freunde (*tuus Franciscus Guichaeus*) wohnt, dessen Bekanntschaft er wahrscheinlich erst der Empfehlung der du Bellay verdankt. Außerdem gibt uns ein Brief, den Villegaignon an den Cardinal am 15. Juli 1542 aus Venedig¹⁶ richtete, nähere Auskunft über dieses Verhältniß. Er zeigt sich da in dienstlicher Abhängigkeit von Wilhelm du Bellay: er spielt auf Befehle an, die er von ihm erhalten oder noch erwartet („*De la ie m'en allé en Hongrie, pour veoyr le camp des Imperiaux, où ie n'ay ausé demeurer, pour la defence que m'en avoit faict monseigneur de Langey*“). Wenn wir ferner aus demselben Briefe erfahren, daß er den Cardinal um seine Verwendung für eine Stellung für ihn ersucht („*Il vous pleut ung iour me vouloyr donner a Monseigneur d'Orleans, qui me semble très gentil prince; s'il vous semble, Monseigneur, que ce soyt mon bien, ie vous prie achever ce que vous avez commencé, et me fayre donner quelque honneste degré de servitude en sa maison, affin d'havoyr adven en France. Je commence à me lasser de tant pérégriner. Il me semble estre temps d'en cueillir quelque fruit*“), so dürfen wir annehmen, daß er dessen mächtiger Verwendung diejenigen Aemter verdankte, welche er in der Folge innehatte. Nach seiner Genesung ging er auf kurze Zeit nach seinem Geburtsort Provins und von dort nach Ungarn, um an dem Kriege gegen die Türken theilzunehmen (1542).

Die Geschichte Ungarns zu dieser Zeit bietet uns das traurige

Bild der gräßlichsten Zerrüttung: ein völlig kraftloses Königthum, ein aufrührerischer Adel, ein verwildertes Volk und die fortwährenden Einfälle der Türken. Die Nation, wie der Adel in Ungarn hieß, zerfiel in zwei grimmig feindliche Parteien, die königliche, auch kaiserliche oder deutsche genannt, und die nationale der mächtigen Dynasten Zapolya, die sich auf die Türken stützte. Als König Vladislaw sein Bündniß mit Kaiser Maximilian erneuerte (1507), wurde sein Sohn Ludwig mit Maximilian's Enkelin Maria und seine Tochter Anna mit dessen Enkel Ferdinand versprochen. Einige Zeit darauf (1508) wurde Ludwig zu Stuhlweißenburg als König von Ungarn und dann als König von Böhmen gekrönt. Im J. 1511 vermählte Vladislaw seinen Bruder Sigmund, König von Polen, mit Barbara, der Tochter des verstorbenen Palatins und Grafen von der Zips, Stephan Zapolya, und durch diese unkluge Handlung stiftete er das größte Unheil für Ungarn. Gleich nach Vladislaw's Tode trat der Reichstag zusammen (1516) und ernannte für den minderjährigen König eine Vormundschaft, an deren Spitze sich der Kaiser stellte. Nach der Vermählung Ludwig's mit Maria und Ferdinand's mit Anna (1521) wurde ein neues Bündniß zwischen Ungarn und dem Deutschen Reiche geschlossen, als Suleiman von Ungarn Tribut forderte, Belgrad belagerte, die Festung Peterwardein eroberte und bis Eßef vordrang. König Ludwig, der vergeblich auf Zapolya's Heer gewartet hatte, stellte sich dem Sultan bei Mohacs entgegen und verlor die Schlacht und das Leben (1526). Die Königin Maria befand sich in Preßburg, Johann Zapolya bei Tokah, als es sich darum handelte, die erledigte ungarische Krone auf ein Haupt zu setzen. Der allgemeine Reichstag wählte den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich zum König, und so brach die unvermeidliche Fehde zwischen dem neuen Herrscher und dem übermächtigen Unterthanen, der den größten Theil Ungarns, Ofen und sogar das preßburger Schloß innehatte, unverzüglich aus. Als Ferdinand in Ungarn einrückte, Komorn, Raab, Gran und sogar das Königsschloß zu Ofen besetzte, warf sich Zapolya offen dem Sultan in die Arme und führte die großen Eroberungszüge der Türken herbei. Suleiman drang bis Ofen, welches sich, ebenso wie Gran und die Städte bis Bruck an

der Leitha, ergab, und schloß Wien ein (1529). Mit knapper Noth wurde die schöne Donaustadt gerettet, und Suleiman eilte nach Konstantinopel, nachdem er zuvor dem Zapolya die geraubte Reichskrone zugesendet hatte. Der Rückzug des Feindes brachte dem schwergeprüften Ungarn keine Erholung, im Gegentheil brach der Parteihader mit erneuter Wuth aus. Die Türken beuteten diese innere Spaltung aus, und während die Anhänger Zapolya's und Ferdinand's, den die Reichsfürsten zum römischen König erwählt hatten (1531), sich bekriegten, belagerte Suleiman die Stadt Graz. Als sich aber infolge einer Niederlage der Sultan zurückzog, wurde auf Kaiser Karl's V. Befehl das Reichsheer verabschiedet und Ferdinand sah sich gezwungen, italienische Truppen nach Ungarn zu rufen, die indessen darin grausamer hausten als selbst die Türken. Seinen Sohn Johann Sigmund hatte Zapolya vor seinem Absterben der Obhut des schlauen Bischofs Martinuzzi anvertraut, und dieser ließ ihn zum König von Ungarn ausrufen. Selbstverständlich erklärte sich der Sultan für das Kind; Ferdinand rüstete sich zum Kriege, aber Suleiman's Heer zog auf seiner raschen Siegesbahn in die Hauptstadt des Landes wieder ein. In Ofen stand das Lager. Der Padischah gab dem jungen Zapolya Siebenbürgen und das ungarische Gebiet jenseit der Theiß unter dem Titel eines türkischen Sandschah, das übrige Ungarn aber behielt er für sich, setzte in Ofen einen Pascha mit Regierungsgewalt ein und versprach, den jungen Zapolya bei erreichter Großjährigkeit als König von ganz Ungarn anzuerkennen. Ferdinand suchte sich das Wohlwollen des Sultans dadurch zu verschaffen, daß er sich erbot, Ungarn als zinspflichtiges Land oder als ein Geschenk des Sultans in Empfang zu nehmen, und da beides mißglückte, rüstete er sich zum Kriege (1542). Die deutschen Reichsfürsten stellten unter dem Oberbefehl des Kurfürsten von Brandenburg ein starkes Heer zu Ferdinand's Verfügung, welches, statt zur Belagerung von Ofen, auf den Rath der deutschen Hauptleute vor Pest rückte. Diese Unternehmung nahm einen schmachvollen Ausgang, es gebrach an Geld für den Truppenlohn, die Führer geriethen in Zwist und es wurde der Rückzug auf Wien angetreten.

Villegaignon's Gönner, die du Bellay, sahen nicht gern, daß

der junge Ordensritter sich von seinen Landsleuten trennte und unter kaiserlicher Fahne Ruhm zu erwerben strebte, und weil der misliche Ausgang des kaiserlichen Feldzuges in Afrika König Franz I. mit der Hoffnung erfüllte, seinen mächtigen Gegner überwinden zu können, so bemühte sich der Cardinal du Bellay, Villegaignon eine passende Anstellung bei den Truppen des Herzogs von Orleans zu verschaffen.¹⁷ Ein vierter französisch-österreichischer Krieg brach aus, und die französischen Grenzländer gegen Spanien, Italien und die Niederlande wurden der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Die Franzosen gewannen zwar die Schlacht bei Cerisoles, wo Villegaignon, unter dem Befehle des Wilhelm du Bellay, mit Auszeichnung focht; Karl V. aber drang mit einem deutschen Heere in die Champagne ein und näherte sich der Hauptstadt auf zwei Tagesmärsche. Franz I. blieb nichts übrig, als den Frieden zu suchen. Der Friedensvertrag, zu Crespy geschlossen (1544), enthielt die Bedingung, daß die Franzosen alle ihre Erwerbungen abtreten mußten, und die dem König gelassene Aussicht, Mailand für einen seiner Söhne zu erhalten, erwies sich als eine eitle Hoffnung. Das Uebergewicht der habsburger Familie in Italien blieb fortan unangefochten.

Dritter Abschnitt.

Heinrich II. war in militärischer und politischer Hinsicht lange Zeit hindurch bei weitem glücklicher als sein Vater. Franz I. hatte Boulogne noch auf eine Reihe von Jahren in den Händen der Engländer lassen müssen, was dem Lande um so beschwerlicher fiel, da dieselben Calais noch immer besaßen. Gegen diese Hafenstadt richteten die Franzosen unter Heinrich II. zuerst ihre Macht, weil noch außerdem andere Triebfedern im Spiele waren. Heinrich VIII. von England und Heinrich II. von Frankreich wünschten die Hand der schottischen Königin Maria Stuart für ihre Söhne zu erlangen. Fast keine Herrscherfamilie auf Erden hat so unzähliges, Glanz und Hoheit jeder Art weit überwiegendes Unglück und Elend erlitten, wie die Nachkommen Banquo's, die neuen Atriden: allerdings zum Theil eine Folge der wilden und widerwärtigen äußern Verhältnisse, zum Theil aber auch herbeigeführt durch persönliche Schwäche und Verkehrtheit. Denn ohne der hingerichteten, ermordeten oder im Gefängnisse umgekommenen Nebenzweige zu gedenken, hat ein finsternes Geschick fast allen Mitgliefern des Hauptstammes das tragische Los des Ahnherrn zutheil werden lassen: Jakob I., der dritte König seines Stammes, ward durch aufrehrerische Barone ermordet (1437); Jakob II. ward im Kriege mit England erschossen (1460); Jakob III. von seinen eigenen Unterthanen erschlagen (1488); Jakob IV. in der unglücklichen Schlacht bei Flodden getödtet (1513) und Jakob V. durch Treulosigkeit unzufriedener Unterthanen von den Engländern besiegt, worüber des

Königs Schmerz bis zum Wahnsinn stieg, der seinem Leben ein Ende machte (1542). Sieben Tage vor seinem Tode hatte ihm seine Gemahlin Maria, aus dem Hause der Guisen, am 7. Dec. eine Tochter, die nachmalige Königin Maria Stuart, geboren.

Durch Jakob's V. Tod gerieth Schottland in eine doppelt bedenkliche Lage. Manche behaupteten, daß der königlichen Witwe das nächste Anrecht auf Regierung und Vormundschaft zukomme; allein der Ernst der Zeiten schien mehr als je eine männliche Leitung zu verlangen, und außerdem war Maria von Guise eine Ausländerin. Cardinal Beaton, der Ansprüche auf die Vormundschaft machte und als eifriger Katholik von der Königin-Witwe und von Frankreich unterstützt ward, mußte dem Grafen Arran weichen, der zum Protestantismus hinneigte. Eben schien ein heftiger Streit über die Regentschaftsfrage zwischen diesen beiden Bewerbern ausbrechen zu wollen, als die öffentliche Aufmerksamkeit durch die bedenkliche Wendung in Anspruch genommen wurde, welche die Beziehungen zu England nahmen. Heinrich VIII. wollte die Verheirathung seines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande bringen, ein Ereigniß, welches durch die künftige Vereinigung beider Reiche ewigen Frieden und Verdoppelung ihrer Macht herbeiführen würde. Der Heirathsvertrag wurde von Cardinal Beaton heftig angefeindet (1543), und Graf Arran, durch die leidenschaftlichen Kundgebungen der öffentlichen Meinung eingeschüchtert, erklärte sich auch gegen denselben, nahm entschieden Partei für Frankreich und gab die Sache der Reformirten preis. Bei einer solchen Bewandniß der Dinge schritten die Engländer gleich zu Feindseligkeiten, segelten in die Firth of Forth ein und ein bedeutendes Heer drang unter dem Grafen von Hertford bis Edinburgh vor (1544); aber die argen Verwüstungen, welche die Engländer anrichteten, erhöhten nur den Haß der Schotten, und durch französische Vermittelung ward endlich ein Friede geschlossen, in welchem England nichts Erhebliches gewann. Durch diese Vorfälle sank Graf Arran's Ansehen, und Cardinal Beaton gelangte zu höhern Einfluß, den er zur leidenschaftlichen Verfolgung der Reformirten misbrauchte. Nach der Ermordung Beatoun's wuchs

die Macht der Königin-Witwe in Schottland, und obgleich in dem wieder ausgebrochenen Kriege der Herzog von Somerset die schottischen Truppen bei Pinkie vollständig schlug (1547), konnte er doch, wegen der unruhigen Zustände in England, den Sieg nicht ausbeuten, und infolge dessen befestigte sich der französische Einfluß dermaßen in Schottland, daß die Königin-Witwe ihre sechsjährige Tochter nach Frankreich sandte (August 1548), um in einem Kloster erzogen zu werden. Alle Anstrengungen der Engländer, um festen Fuß in Schottland zu fassen, scheiterten an dem Rückhalt, den die Franzosen gewährten. Als der Graf von Hertford das schottische Gebiet verwüstend durchzog, erbat sich die Königin-Witwe den Schutz Frankreichs, welches den General Andreas von Montalembert, den Retter des von Karl V. belagerten Landrecies, zu Hülfe sendete. Die französischen Hülfsstruppen schifften sich auf einem kleinen Geschwader ein, welches von Leone Strozzi, einem Malteserritter und Prior von Crato, befehligt, aus drei Schiffen bestand, deren Kapitäne Bonnehose, de Brosse und Villegaignon waren. Von tiefem Widerwillen gegen England erfüllt, empfingen nicht nur die schottischen Lords die französischen Truppen mit großer Freude, sondern sie brachten sogar die künftige Vermählung der jungen Königin mit dem Sohne Heinrich's II., die beide in noch sehr zartem Alter waren, in Vorschlag und ließen geschehen, daß dieselbe nach Frankreich genommen wurde. Der Regent von England, Herzog von Somerset, suchte diese Ueberführung zu verhindern und ließ die schottische Küste durch eine von Clinton befehligte Flotte streng bewachen. Villegaignon, dem die schwere Aufgabe zugetheilt worden war, an Bord seines Schiffes die junge Maria Stuart nach Frankreich hinüberzuschaffen, befand sich im Hafen von Leith, und um die englischen Kreuzer auf die falsche Spur zu bringen, segelte er um die nördliche Spitze von Schottland, Duncansby Head, herum. Die Königin-Witwe führte nun ihre Tochter von Inch Mahome am See Menteith nach Dunbarton am Firth of Clyde, wohin auch Villegaignon, den englischen Küstenwächtern entgehend, glücklich gelangt war. Am 7. Aug. 1548 bestieg die junge Maria Stuart Villegaignon's Schiff und landete nach einer kurzen Fahrt in Brest.

Als Preis seiner mit großer Geschicklichkeit und Umsicht ausgeführten Umschiffung der ziemlich unsichern Nordküste Schottlands und in Anerkennung des großen politischen Dienstes, den er zwei Königsfamilien geleistet, erhielt Villegaignon eine große Auszeichnung: er wurde zum Viceadmiral von Bretagne ernannt. Aber die eben errungenen Lorbern sollten zu neuen Kriegsthaten antreiben, und die Gelegenheit dazu war in so stürmischen Zeitläufen nicht schwer zu finden.

Erbittert gegen den Widerstand der Malteserritter und brennend vor Begierde, seine Verluste in Afrika zu ersetzen, beschloß Dragut, der kraftvollste und kühnste der osmanischen Seefürsten, die Insel Malta mit einem bedeutenden Geschwader anzugreifen, dessen Befehlshaber Sinan-Pascha war. Von dieser drohenden Gefahr durch den Connétable von Montmorency unterrichtet, eilte Villegaignon nach Malta, um den Großmeister Omedes auf den wahren Sachverhalt aufmerksam zu machen. Doch fruchteten seine Anstrengungen nichts. Freilich schreckten die Befestigung des Schlosses Sant-Angelo und der tapfere Widerstand von Citta-Notabile, wo Villegaignon alles persönlich leitete, Sinan-Pascha ab; aber die Türken verwüsteten Gozzo und griffen das von jeher ziemlich vernachlässigte Tripolis an. Der Großbailli Jürg Schilling, der jährlich diese Feste zu besichtigen hatte, hatte bereits zu wiederholten malen dem Vicekönig von Sicilien (1542, 1543) und dem Kaiser Karl V. selbst über die trostlose Lage dieses wichtigen Punktes, den er mit großer Mühe gegen Cairaddin Tajuara behauptet hatte (1535), Bericht erstattet. Leider beging jetzt Omedes den unverantwortlichen Fehler, statt einer erprobten Ordensmannschaft zwei Abtheilungen undisciplinirter und kriegsunererfahrener Calabreser hinzubeordern, und wenn dem mächtigen Anprall der türkischen Waffen das ordentlich ausgerüstete Malta oder Borgo nur mit schwerer Noth Widerstand leistete, so war es nicht zu verwundern, daß Tripolis, welches ein feiges Gefindel und vom Seewasser zerfressene Wälle beschirmten, ohne weiteres dem Feinde zur Beute fiel.¹⁸ Marschall Vallier war es, der die Feste zu übergeben hatte. Auf Anstiften des Comthurs Villegaignon war der französische Gesandte in Konstantinopel, Sieur d'Aramon, ersucht worden, nach Tripolis

zu kommen, um von dem osmanischen Befehlshaber die Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken; aber dessen Bemühungen mißlangen vollständig. In einem Briefe vom 24. Aug. 1551, den uns B. Ribier erhalten¹⁹, schreibt Villegaignon von Malta an den Connétable von Montmorency Folgendes über den Zustand der Ordensangelegenheiten: „Les affaires de ceste Religion sont en si mauvais estat que i'ay honte de vous en escrire; toutes-fois la necessité me presse de vous dire que s'il ne plaist au Roy et à vous intercéder envers le Grand-Seigneur de nous laisser en paix, nous sommes en danger d'estre défaits; i'ay trouvé à mon retour toutes nos places au mesme estat qu'elles estoient de temps de feu bonne mémoire Lisle Adam, et maintenant que le danger nous entoure, nous trouvons tant d'affaire tout en un temps, que l'on ne sçait auquel commencer. La Religion ne se trouva iamais si dénuée de toutes choses, nos places toutes, sinon le Chasteau, ne sont point tenables contre une fureur d'artillerie, si est-ce qu'il faut que nous nous mettions en effort de les garder avec un petit nombre de gens de guerre, ou de laisser perdre tout, n'ayant pas où nous retirer. Quand ie fus envoyé à la Cité, ie ne trouvay que dix-huict chevaliers avec moy, pour garder là vingt mille ames qui estoient dedans, il ne se trouve pas icy quatre cent portans Croix pour la garde de toutes nos places, nous avons une autre difficulté, que nous ne pouvons à ce besoin trouver soldats, et nostre ennemy est si fort que nous n'y avons point d'espérance de secours; il a pris Tripoli en cinq iours, ne se trouvant là que quarante chevaliers, ce qu'il y avoit de soldats perdoient le cœur. Je croy qu'il me faudra retourner à la Cité, combien qu'elle ne me semble raisonnable, car les muiralles ne vallent pas de bonnes hayes d'espines vives, car elles sont de pierre et terre sans chaux, n'y sablon, le lieu assez petit, et dedans vingt mille âmes de peuple de l'isle, puisque i'ay esté là ordonné par le Conseil, ie ne puis refuser d'y aller voir ce qu'il plaira à Dieu ordonner de moy; ie commençay l'autre fois des fossez par dedans de seize pieds de large, et der-

rière une muraille de douze pieds de large de pierres seches, n'ayant terre ni fascines, n'y autre matière à remparer, et si Dieu me garde l'esprit, et la santé, et que mes gens ne s'estomment pas, i'espère defendre l'assaut; il y a un gouverneur genevois, chevalier de la Grande-Croix, nommé frère Georges, adroit, vaillant et vertueux chevalier, duquel i'ay bonne espérance, nous ferons le sacrifice à Dieu de nos vies pour la garde de tant de pauvres âmes.

„Monsieur d'Aramon arriva à Tripoli fort à propos pour ces pauvres chevaliers qui estoient là enfermez, car ils estoient tous esclaves sans lui, nous luy avons très grande obligation pour les bons offices et courtoisies qu'il nous a faits.“

Es brach sogar ein heftiger Streit zwischen dem Großmeister Dmedes, der ein Spanier war, und dem französischen Gesandten aus, auf den man den Verdacht werfen wollte, Tripolis an die Türken verkauft zu haben. Dmedes versuchte den französischen Gesandten, als sich dieser auf seinen Posten nach Konstantinopel zurückbegab, durch den genuesischen Admiral Doria aufheben zu lassen; da er aber dem aufslauernden Feinde glücklich entkam, suchte nun Dmedes alle Schuld des afrikanischen Unglücks auf den tapfern Befehlshaber Vallier zu schieben. Er sowohl als sein willsfähiges Werkzeug, der Obrichter Combes, griffen zu den gemeinsten Ränken und Kniffen, um diesen unschuldigen Mann zum Tode verurtheilen zu lassen. Gegen dieses unwürdige Verfahren des heimtückischen Dmedes und seines feigherzigen Geschöpfes schritten nicht nur Jürg Schilling²⁰, sondern auch Villegaignon, als französischer Landsmann, mit der ganzen Kraft der Entrüstung ein, sie legten die volle Unschuld des französischen Kriegsmannes klar an den Tag, retteten sein Leben, konnten es aber leider nicht verhindern, daß er in einen Kerker geworfen und sein Vermögen eingezogen wurde. Dmedes starb im J. 1553 und sein Nachfolger Claudius de la Dangle ließ La Vallier in Freiheit setzen; aber nicht eher, als der General der Galeeren Johann von La Valette Parifot zu der Würde eines Großmeisters des Ordens gelangte (1557), konnte Vallier eine entsprechende Entschädigung für das erduldete Ungemach

erlangen. La Valette ließ eine Revision des Processes vornehmen, welche eine Ehrenrettung des Verfolgten war, und übertrug ihm, als Befkräftigung von dessen anerkannter Unschuld, die Baltei von Lango.

Dieser häßliche Streit sollte auch für Villegaignon unangenehme Folgen haben. Er verließ jetzt den Hauptsitz seines Ordens, die Insel Malta, und kehrte nie wieder dahin zurück. Er schiffte sich nach Frankreich ein, fiel aber unterwegs einem kaiserlichen Geschwader in die Hände. Da Karl V. als spanischer König das Benehmen des Omebes billigte und dessen Erklärungen beipflichtete, fühlte sich Villegaignon veranlaßt, einen ausführlichen Bericht über den ganzen Hergang abzustatten: „*De Bello Melitensi ad Carolum Caesarem Nicolai Villegaignonis Commentarius*“. Es ist dies, neben der „*Caroli V Expeditio in Africam ad Argieram*“, die einzige Schrift profanen Inhalts, die wir von Villegaignon besitzen.

Raum war die widerwärtige Angelegenheit des maltesischen Justizmordes einigermaßen erledigt, als Villegaignon's jugendlicher Thatendrang ein neues Feld der Beschäftigung fand. Am 7. Juli 1548 gab das schottische Parlament seine Zustimmung zur Vermählung der jungen Maria Stuart mit dem Dauphin Franz und dieselbe fand wirklich am 24. April 1558 statt. Man erwartete mit Bestimmtheit in Frankreich, wenn nicht den nächsten, doch den alsdann folgenden König von Frankreich, der aus schottischem Blute geboren sein werde, auch in Schottland herrschen zu sehen. Durch Heinrich's II. Vermittelung kam ein neuer Friede mit England zu Stande (1550). Nicht lange darauf (1554) übergab Graf Arran die Vormundschaft der jungen Königin ganz in die Hände der Maria von Guise, und so stand ein fremdes Weib an der Spitze eines Volkes, welches fast nie seinen Königen gehorcht hatte. Sie hatte Eigenschaften, die in gewöhnlichen Zeiten wol eine glückliche Regierung begründen konnten; aber außerordentliche Schwierigkeiten im Innern und vor allem der auch hier höchst nachtheilige Einfluß ihrer Brüder, des Herzogs Franz von Guise und des Cardinals von Lothringen, trübten gar bald jede Aussicht auf eine glückliche Abwicklung der Geschäfte. Wenn es den Franzosen mit ihren schot-

tijchen Unternehmungen so gut gelang, so rührte das besonders daher, daß in England eine Minderjährigkeit, und zwar eine wegen des kirchlichen Zwiespaltes doppelt unruhige, eingetreten war. Bei seines Vaters Tode war Eduard VI. zehn Jahre alt. In dem Regentenschaftsrath erlangten bald der zum Protector von England erhobene Herzog von Somerset und der Erzbischof Cranmer den höchsten Einfluß. Als sie gestürzt wurden, trat an Somerset's Stelle der ehrgeizige Warwick, Herzog von Northumberland, der ebenso unumschränkt regierte wie sein Vorgänger; um seine Herrschaft zu verlängern, bewirkte er eine Veränderung der Nachfolge, sodaß Eduard VI., statt seiner katholischen Schwester Maria, die mit Dudley, Northumberland's Sohn, vermählte protestantisch gesinnte Johanna Grey, eine Großnichte Heinrich's VIII., zu seiner Nachfolgerin ernannte. Aber theils der Haß gegen den herrschsüchtigen Northumberland, theils die angestammte Ehrfurcht vor der gesetzmäßigen Erbfolge wirkten zu Gunsten der Maria Tudor. Northumberland starb auf dem Schaffot, Dudley und Johanna Grey schmachteten im Kerker, bis sie ein gleiches Los traf (1554).

Den Franzosen konnte sich keine passendere Gelegenheit darbieten, um ihre alten Zerwürfnisse mit England zum Austrag zu bringen. Die französische Kriegspartei, an deren Spitze der alte Connétable von Montmorency stand, drang auf einen augenblicklichen Bruch. Die Engländer hatten die Besatzungen in ihren überseeischen Besitzungen verringert, und so wurde Boulogne nebst Landgebiet ohne Mühe besetzt und für den fünften Theil des Geldbetrages, der in dem letzten Vertrage hierfür bestimmt war, förmlich abgetreten. Die englische Regierung leistete Verzicht auf die Zahlungen, welche Heinrich VIII. gleichsam als Anerkennung seiner Ansprüche an die französische Krone bezogen hatte. Bei der Ausführung des Vertrages, namentlich der Bestimmung der Grenze, fehlte es nicht an ernstern Reibungen. Die Nachgelüste der Franzosen schauten nach einem höhern Ziele: sie wollten den Krieg nach England verpflanzen und sich, nach so vielen Einfällen, die ihr eigenes Gebiet erlitten hatte, die Befriedigung gönnen, den englischen Boden mit ihren Truppen heimzusuchen. Sie hatten Einverständnisse in Irland und sie durften nur befehlen, so standen die Schotten kampfbereit an

der Grenze; die Pläne der in England von dem letzten König aufgerichteten Befestigungen lagen in ihren Händen; schon hatten sie das Fahrwasser der Themse untersuchen lassen. In seiner Eigenschaft als Viceadmiral von Bretagne erhielt Villegaignon den Auftrag, mit einem bedeutenden Geschwader an der englischen Küste zu kreuzen.

Aber diese hochfliegenden Absichten eines französischen Rachekrieges gegen England scheiterten an den Verwickelungen, welche sich mit den mächtigen Nachbarn an der Ostgrenze entspannen; auch waren die traurigen Zustände in Deutschland eine zu starke Versuchung für die Franzosen. Der Stern Karl's V., der sonst so glänzend strahlte, begann zu erbleichen. Nicht nur die große Schwierigkeit, so ausgedehnte und unzusammenhängende Staaten nach der Sinnesart jedes einzelnen Volkes zu verwalten, sondern auch der unverantwortliche Mißbrauch der eigenen Macht hatten gegen den Kaiser ein allgemeines Mißvergnügen hervorgerufen: in Deutschland empörte sich die Volksseele gegen seine auswärtige Politik und kirchliche Unduldsamkeit, in den Niederlanden gegen die spanische Einmischung, in Spanien gegen den vlämischen Einfluß und die zu gelinde Behandlung der Ketzer, in Italien gegen die gewaltsamen Ausschreitungen der Fremdherrschaft. Am französischen Hofe sah man, neben einer Anzahl flüchtiger deutscher Heerführer, viele italienische Ausgewanderte. Es waren Neapolitaner von der angiovinischen Partei, denen der König für ihre entrissenen Güter Lebensgehälter gewährte; Mailänder, manche vortreffliche Krieger, manche ausgezeichnete Gelehrte; Florentiner aus der Partei der Medici, die die Hoffnung hegten, die bestehende Regierung zu stürzen. Was aber die beste Aussicht für die Franzosen eröffnete, war, daß von den deutschen Fürsten, die vormals dem Kaiser in seinem Kampfe gegen die protestantischen Führer beigestanden hatten, sich die tapfersten und einflußreichsten aus Glaubensrücksichten und politischen Beweggründen von ihm entfernten und nicht scheuten, der französischen Regierung ihre Unterstützung zuzusagen. Mit mächtigeren Bundesgenossen, als sein Vater je gehabt, begann Heinrich II. den Kampf gegen einen Feind, der, ganz unvorbereitet, keine Gefahr zu besorgen schien. Den Anschlag krönte der

beste Erfolg, das stolze Gebäude der habsburgischen Macht fing an zu wanken, der Protestantismus errang sich ein unabhängiges Dasein, und Frankreich erstieg den höchsten Gipfel des politischen Einflusses.

Während Moritz von Sachsen gegen den Kaiser die Waffen ergriff, rückte der Connétable von Montmorency mit einer beträchtlichen Streitmacht von Fußvolf und Reiterei in Lothringen ein und brachte Tull, Wirten und Nanzig zur Unterwerfung. Als Moritz von Sachsen zögernd das von Frankreich dargebotene Schutz- und Trugbündniß annahm, um die Selbständigkeit Deutschlands und das Fortbestehen der protestantischen Lehre gegen die kaiserlich-katholischen Anmaßungen zu vertheidigen, ahnte er gewiß nicht, sagt Weber, daß jene westlichen Reichsstädte den Franzosen zum Opfer fallen würden. Die langwierigen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich, die Angst der französischen Regierung vor der um sich greifenden Machtsfülle des spanisch-habsburgischen Hauses mochten wol den deutschen Fürsten die Ueberzeugung aufgebrängt haben, Heinrich II. habe keine andere Absicht, als das Uebermaß dieser Macht einzuschränken, die Selbständigkeit Deutschlands zu retten und den protestantischen Fürsten die Glaubensfreiheit zu sichern: denn so lauteten auch die gleisnerischen Worte des Vertrages. Freilich hätte sie das Benehmen des französischen Königs gegen die eigenen protestantischen Unterthanen überzeugen können, daß er kein zuverlässiger Vertheidiger der Denkfreiheit des deutschen Volkes sein konnte; aber das gemeinschaftliche Interesse schien ein hinreichender Grund zum politischen Bündniß, und nicht weniger verblendete den Kurfürsten Moritz und seine Verbündeten die feierliche Bethuerung König Heinrich's II., der sich als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten“ bezeichnete. Daher wurde dem französischen Könige, wider den Rath Melancthon's und wider die Vorstellung der sächsischen Stände, vertragsmäßig zugestanden, die Städte Tull, Metz und Wirten zeitweilig als Vicarius des Heiligen Römischen Reiches zu besetzen, mit Vorbehalt aller dem Reiche zustehenden Rechte. Auch in Italien traten die Franzosen nicht minder kräftig gegen den Kaiser auf. Als in der allgemeinen Bewegung Siena den günstig scheinenden Augenblick ergriff, vom Kaiser ab-

zufallen, waren die französischen Hülfsstruppen an Ort und Stelle bereit, um es zu schütten. Allerdings vermochten sie sich nicht gegen die Spanier und den Herzog Cosimo von Florenz zu behaupten, aber sie hielten in Montealcino den Namen des sienischen Freistaats aufrecht und besetzten die Maremmen und andere Punkte in Italien. Daß sich Genua nicht auch vom Kaiser losriß, wurde den Franzosen zum Anlaß, Corsica, welches damals genuesisch war, anzugreifen. Cardinal du Bellay fiel auf den Gedanken, dahin zu wirken, daß man Villegaignon die Ausführung dieser Kriegsoperation anvertraue. Am 7. Juni 1553 schickte der Cardinal dem Connétable von Montmorency den Plan der Eroberung von Corsica mit folgenden Zeilen: „S'il vous prenoit goust d'y adviser, vous pourriez par le menu vous en faire adviser par Villegaignon, avec qui autrefois i'en ay advisé: car ie crois qu'il l'entend aussi bien qu'homme de France ni d'Italie“.²¹ Die Franzosen nahmen die Insel bis auf wenige Plätze ein; die Hauptstadt Ajaccio war in ihren Händen. Noch beherrschten die Franzosen Piemont und mit Hülfe der osmanischen Seemacht, namentlich auch des Dei von Algier, waren sie den Spaniern auf dem Mittelmeer und den Engländern im Kanal unbedingt überlegen. Um sich gegen die spanischen Angriffe sicherzustellen, ließ Heinrich II. die Stadt Breßt besetzen. Am 16. Juli 1553 erklärte der Connétable von Montmorency in einem Schreiben an den Herzog von Estampes: „Le roi est satisfait du voyage que vous y avez fait, pour avoir si bien et diligemment veu ce qu'il faut et est nécessaire de faire. Il remet en vous de faire continuer ce que vous y avez fait commencer pour rendre la place en tel estat qu'elle merite pour l'importance dont elle est . . . Le chevalier de Villegaignon a aussi esté depesché avec argent pour aller faire radoubes les gros navires du Roy.“ Der Viceadmiral von Bretagne leitete die Befestigungsarbeiten im Einverständniß mit dem Platzcommandanten Hieronymus Grafen von Corné, versah die günstigsten Positionen mit zahlreichen Batterien und setzte die Stadt in Stand, etwaigen Angriffen von der Seeseite Trotz zu bieten. Aber ungeachtet dieser Vertheidigungsmaßregeln legte er das Hauptgewicht auf die Offensive und drang

eifrig darauf, den Spaniern mit einer Flotte entgegenzulaufen und auf der See in einem siegreichen Treffen die französische Küste vor den Schiffen Philipp's von Spanien zu schützen. Schon in einem Schreiben vom 9. Dec. 1552 sagte er dem Herzog von Estampes: „Je donne conseil au Roy et à Monseigneur le Connestable de faire armer ses navires et les mettre en mer, et avecque eux il meete un personnage de qualité pour aller combattre le prince de Espagne où il se trouvera. Par là nous garderons non seulement Brest, mais toute la Bretagne, Guiene et Normandie. S'il considère la despense qu'il faudra faire à reprendre une place perdue, elle sera trouvée beaucoup plus grande que de dresser son armée de mer.“ Die Maßregeln, die er ergriffen hatte, sein ganzes Gebahren überhaupt, mißfielen dem Platzcommandanten Grafen Corné, der sich keine Eingriffe in seine amtlichen Befugnisse gefallen lassen wollte. Es kamen häufige Reibungen vor, und Heinrich II., der in letzter Instanz zwischen beiden zu entscheiden hatte, gab dem Grafen Corné recht, verlegte dadurch Villegaignon's Eitelkeit und zwang ihn zum Rücktritt. So trat Villegaignon aus seiner amtlichen Verbindung. Es war gerade eine Gelegenheit, wo die französische Regierung seine Dienste leicht entbehren konnte. Die Ueberlegenheit, welche die französische Krone in ihren glücklichsten Zeiten bejessen hatte, schien ihr zurückzukehren, die stolze Macht der spanisch-habsburgischen Familie schien sich vor ihr zu beugen.

Aber in derselben Zeit, wo Heinrich II. über den Waffenstillstand von Vaucelles unterhandelte (1556), gelang es den vereinten Bemühungen der Guisen und der Carafa, einen heimlichen Bundesvertrag zwischen Frankreich, wo Diana von Poitiers die neapolitanischen Thronansprüche der Guisen unterstützte, und dem Papste Paul IV., dessen berühmter Nefse Carlo Carafa eine unabhängige Herrschaft in Italien auf Kosten Spaniens zu erlangen trachtete²², zu Stande zu bringen (1555). Der mit dem tiefsten Groll gegen Oesterreich erfüllte Papst gab die Absicht kund, die Spanier aus Italien zu vertreiben, einen Theil ihrer Besitzungen an sich zu reißen und Neapel den Franzosen zurückzugeben. Als Vorwand benutzte er den Aufstand der Colonna gegen den apostolischen

Stuhl, indem er den Spaniern Schuld gab, denselben begünstigt zu haben. Die Verwirklichung eines solchen Vorsatzes war jedoch keine leichte Sache: denn mit Ausnahme Frankreichs durfte der Papst nur auf den Beistand von Hercules von Este, Herzogs von Ferrara, und auf den versprochenen Abfall der Städte Siena und Neapel rechnen; auf der Seite seiner Gegner aber gab es gewaltige Streitkräfte, die jetzt ein junger Fürst, von den erfahrensten Rathgebern unterstützt, mit aller Anstrengung sammelte. Philipp II. besaß Neapel und Mailand; Ottavio Farnese, Herzog von Parma, trug sein Land von Spanien zu Lehn; in derselben Lage befand sich Genua; in Florenz war der spanische Einfluß maßgebend und Venedig konnte in einem solchen Kampfe sich nur neutral verhalten. Das Glück, das dem alternden Kaiser Karl V. untreu geworden war, neigte sich seinem Sohne Philipp II. zu. Obgleich dieser es als seine vornehmste Herrscherpflicht ansah, der römischen Kirche ihre verlorene Herrschaft wiederzugewinnen, zögerte er doch nicht, kräftige Maßregeln gegen den Papst zu treffen. Alba's rascher Einfall in den Kirchenstaat und sein siegreiches Vordringen bis in die Nähe von Rom, sowie seine Besetzung von Neapel mit spanischen Kerntrouppen vereitelten zwar das Vorhaben des leidenschaftlichen Papstes, aber der strenggläubige König gewährte ihm einen überaus günstigen Frieden. Frei von dieser Seite durfte Philipp II. nun seine Kräfte gegen Heinrich II. nachdrücklich verwenden. Der Krieg dauerte noch drei Jahre, bis die Siege der spanisch-niederländischen Heere unter Philibert von Savoyen und Ramoral, Grafen von Egmont, bei St. Quentin und Gravelingen (1557—58) die Franzosen, die unterdessen den mit Spanien aus Familienrücksichten innig verbündeten Engländern Calais, die letzte Errungenschaft der mittelalterlichen Thronkämpfe, entrißen hatten, zu dem Frieden von Cateau-Cambresis (1559) zwangen, worin sie alle Eroberungen, namentlich Piemont und Savoyen, herausgaben, dafür aber im Besitze von Calais und den lothringischen Städten Metz, Tull und Wirten blieben. So endete höchst schmachvoll für Frankreich, sagt Bersier, jener blutige Zweikampf, welcher über vierzig Jahre die Häuser Oesterreich und Valois entzweit hatte.

Die Regierung Franz' I. hatte sich einzelne Ausbrüche religiöser Grausamkeit zu Schulden kommen lassen, aber im allgemeinen, ohne doch die bestehenden Anordnungen zu ändern, eine gewisse Duldsamkeit ausgeübt; es gab wenigstens keine planmäßige Verfolgung von Andersdenkenden. Der König war im Grunde seiner Seele ein Bewunderer, sogar ein Vönnner des geistigen Fortschritts: sein schwankendes Gebaren läßt sich eher aus den Erfordernissen seiner politischen Lage erklären. Er war aus verschiedenen Gründen der Kirchenneuerung abhold. In seiner Vorstellung verband er die religiöse Reformation mit Staatsumwälzungen, worin ihn allerdings die deutschen Bauernkriege, zum Beispiel, noch mehr bestärken sollten. Ferner war die Sittenreinheit der Reformirten ein beständiger Vorwurf für den französischen Hof, dessen Lebensweise ganz andern Grundsätzen huldigte. Und im Vordergrunde aller dieser Rücksichten stand der sehnliche Wunsch der französischen Regierung, mit dem apostolischen Stuhl freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und dessen Einfluß für ihre politischen Zwecke auszubenten. Im Kampfe gegen die päpstliche Macht begriffen, will Franz I. Erasmus an Frankreich fesseln; Melanchthon, der große Praeceptor Germaniae, wäre beinahe nach Paris amtlich berufen worden; selbst Luther wird nur mit Lob und Achtung erwähnt. Wenn aber die katholische Opposition ihn einschüchtert, werden die alten Regierungsordnungen in Kraft gesetzt, im J. 1535 sechs glaubensfeste Männer verbrannt und später an der Grenze der Provence blutige Frevelthaten an den unschuldigen Waldensern verübt, denen man 22 Ortschaften niederbrannte, 4000 Menschen erwürgte, viele tausend auf die Galeeren schickte. Einen vollständigen Gegensatz zu Franz I. bildet sein Sohn und Nachfolger Heinrich II., ein herzloser Herrscher, welcher, in seinen einseitigen Glaubensempfindungen ganz befangen, nur an die Ausrottung der Ketzer dachte. Nichts kennzeichnet besser seine Geistesrichtung als die Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. von Spanien und seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog Philibert von Savoyen. An seinem Hofe übten die entschiedensten Widersacher der kirchlichen Neuerung maßgebenden Einfluß aus. Der Cardinal von Lothringen und dessen Bruder, der sieggefrönte Feldherr Franz von Guise, beherrschten

alles. Dieser besaß ein so großes Ansehen, wie nur militärische Erfolge erringen können, denn er hatte den Siegeslauf Karl's V. gehemmt und die Stadt Calais dem Vaterlande zurückerobert. Gleich bewandert in den Künsten des Krieges wie in den Ränken des Hofes, mit großen Gaben des Geistes und mit glänzenden Eigenschaften des Herzens ausgestattet, machte er alles dem einzigen Ziel seines Ehrgeizes, dem Besitz der Macht, unterthänig. In jeder Hinsicht war er seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen und Erzbischof von Rheims, überlegen, und dieser, obwol mit gründlichen Kenntnissen und einer hinreißenden Beredsamkeit ausgerüstet, hätte schwerlich allein sich den großen Einfluß erkämpft, den diese lothringische Familie so lange in Frankreich ausübte. Der Jesuit Maimbourg sagt von ihm: er sei bei einem höchst lebhaften, scharfen Verstand, einem feurigen, heftigen, gewaltthätigen Naturell, einer seltenen natürlichen Beredsamkeit doch der furchtsamste, schwächste Mensch gewesen, sobald es zum Handeln kam und ihm irgendwie Gefahr dabei drohte. Die wachsende Macht dieser Sprößlinge eines Geschlechts, welches Gottfried von Bouillon unter seinen väterlichen Ahnen zählte und in weiblicher Reihe von einer Tochter Karl's d. Gr. abzustammen behauptete, erfüllte die mit dem königlichen Hause verwandte Familie Bourbon, an deren Spitze der wankelmüthige Anton von Navarra und dessen Bruder, der tapfere Prinz von Condé, standen, und selbst die Brüder Châtillon, drei Söhne einer Schwester der Guisen, mit quälender Eifersucht.

Die Brüder Châtillon waren auch unter sich sehr verschieden. Der älteste, Odet, hatte sich dem geistlichen Beruf gewidmet. Als der Papst gelegentlich der Hochzeit seiner Nichte Katharina von Medici mit dem künftigen Dauphin, vier französische Cardinäle zu ernennen versprach (1533), bot Franz I. dem Connétable von Montmorency für ein Glied seiner Familie den Cardinalsstuhl an. Montmorency schlug seinen damals 16jährigen Neffen Odet dazu vor, der also am 7. Nov. 1533 den Purpur erlangte und in demselben Jahre zum Erzbischof von Toulouse, sowie zum Prior mehrerer Klöster ernannt und zwei Jahre darauf an das Bisthum Beauvais berufen wurde. Er war wohlwollend, freigebig, geschmeidig, liebenswürdig im Umgange, während sein jüngster Bruder,

Franz d'Andelot, Oberst des französischen Fußvolkes, ein heftiger Charakter, eine feurige Seele, jeder ruhigen Ueberlegung unfähig war; er faßte immer die verwegensten Entschlüsse, ließ sich zu allen Wagnissen hinreißen. Das Widerspiel und Gegentheil dieser beiden Naturen war der mittlere Bruder, Kaspar Coligny, welcher nach Annebaut's Tode Admiral von Frankreich wurde: er war verschwiegen, mied lärmende Belustigungen, wich den verführerischen Zerstreuungen des Hoflebens aus, aber er fand in dem mächtigen Drange seines hochbeanlagten Geistes sichere Abwehr gegen feige Trägheit und schlaffes Wesen. Wie sein Bruder d'Andelot begann Coligny die militärische Laufbahn unter dem Befehl des Herzogs Claudius von Lothringen, des Gründers des mächtigen Hauses der Guisen, als in dem Feldzuge von 1542 König Franz I. die Spanier im Norden und Süden angriff. Bei der Einnahme von Montmédy wurde er durch einen Musketenschuß verwundet. Er nahm auch an dem Feldzuge von 1544 als Hauptmann theil und zeichnete sich durch die strenge Mannszucht, die er bei seiner Heeresabtheilung einführte, rühmlich aus. Karl V. war mit Heinrich VIII. von England verbündet und beide griffen, von Norden her, Frankreich an. Die Stadt Boulogne fiel in die Hände der Engländer. Nun wollte Franz I. mit Aufgebot aller seiner Kräfte die Engländer vertreiben und eine Landung an der englischen Küste versuchen, wo die Schotten zu ihm stoßen sollten: die Seearmee wurde dem Befehl des Admirals Annebaut unterstellt. Die französische Flotte segelte nach der Insel Wight, konnte aber nichts ausrichten. Coligny befehligte eine Galeere und es war das erste und einzige mal, daß er ein Commando zur See führte.

Als Franz I. starb (1547), war die erste Handlung seines Nachfolgers, Heinrich II., den in Ungnade gefallenen Connétable von Montmorency wieder in sein Amt einzusetzen, obwol auch die Guisen zu dem größten Einfluß gelangten und Karl von Lothringen, weil er dem neuen König am 26. Juli 1547 die Krone aufs Haupt setzte, dafür als Lohn den Cardinalsstuhl empfing. Der Connétable von Montmorency benutzte seine wiedergewonnene Stellung, um die Laufbahn der Châtillons zu fördern. D'Andelot wurde an den Hof Karl's V. gesendet, um ihm für seine Beglückwünschungsadresse

gelegentlich der Thronbesteigung Heinrich's II. zu danken, und der 28jährige Coligny zum Obersten und Oberanführer alles französischen Fußvolkes ernannt. Dieser rechtfertigte die neue Auszeichnung durch zwei große Leistungen: die eine, indem er die berühmten Verordnungen (*Lois et ordonnances militaires pour l'infanterie*) verfaßte, welche bald bei dem ganzen französischen Heere eingeführt wurden, und die andere, wie er als Generallieutenant im boulogner Gebiet die Einnahme der von den Engländern besetzten Stadt Boulogne bewerkstelligte. Als Anerkennung seiner Dienste wurde er zum Statthalter von Paris und Isle de France ernannt (1551). Als der Krieg zwischen Karl V. und Heinrich II. ausbrach, war Coligny zunächst bei Metz thätig, welches der tapfere Herzog von Guise und der große florentiner Kriegersingenieur Peter Strozzi erfolgreich gegen die Spanier vertheidigten, und wurde dann, bereits mit der Würde eines Admirals infolge von Annebaut's Tode bekleidet, als Lieutenant des Königs beauftragt, die französische Armee aus Lothringen nach der Picardie zu führen. Allerding's hob Karl V. die Belagerung von Metz auf, aber er suchte anderwärts diese demüthigende Niederlage wieder gut zu machen. Die spanischen Truppen, von Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, geführt, eroberten die beiden Festungen Therouanne, wo der Sohn des Connétable von Montmorency, und Hesdin, wo Robert de la Marck, Herzog von Bouillon, in spanische Gefangenschaft geriethen. Heinrich II. suchte den feindlichen Einfall zurückzuschlagen, drang nach der Gegend von Namur vor, erstürmte Dinant, wo Coligny das Treffen mit seiner Infanterie entschied. Coligny wurde nun zum Statthalter der Picardie ernannt, indem der noch gefangene Franz von Montmorency die Statthalterschaft von Isle de France erhielt. Inzwischen waren, da Karl V. des Krieges müde war, Friedensunterhandlungen angeknüpft und von den französischen Bevollmächtigten Coligny und d'Aubespine und den spanischen Grafen Valaing und Simon Renart zu Baucelles ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen worden (1556). D'Andelot kehrte aus der spanischen Gefangenschaft zurück und wurde zum General des französischen Fußvolkes ernannt. Aber wie wir schon gesehen haben, veranlaßten die diplomatischen Um-

triebe der Guisen und der Carafa einen Friedensbruch. Indem die Blüte des französischen Heeres in Italien thätig war, warfen sich die Truppen Philipp's II. in ungestüme Hast auf St.-Quentin, dessen Fall den Weg nach Paris eröffnen würde. Allerdings kam Coligny dem Feinde zuvor und besetzte den Platz, den die Spanier jetzt belagerten. Als der Connétable von Montmorency mit Entsatztruppen ankam, wurde die große Schlacht geliefert, die mit der vollständigen Niederlage der Franzosen endigte und die Uebergabe von St.-Quentin unabweislich herbeiführte. D'Andelot entkam glücklich nach dem französischen Lager; aber Coligny gerieth in Gefangenschaft.

Diese Niederlage von St.-Quentin bildet den Wendepunkt von Coligny's glanzvoller Laufbahn. Als er aus dem blämischen Gefängniß, wo ihn der König von Spanien eingesperrt hatte, entlassen wurde, war er bereits ein eifriger Calvinist geworden; er hatte die unfreiwillige Muße benutzt, um die ihm von seinem Bruder d'Andelot übersandten Schriften protestantischer Gottesgelehrten fleißig zu lesen und sich ihre Lehren anzueignen. Nach Frankreich zurückgekehrt, überließ er sich auf seinem prächtigen Schloß zu Châtillon-sur-Loing dem ruhigen Leben des Studirenden. Hier stand seine fromme und einsichtsvolle Gattin, Charlotte de Lalay, dem anspruchslosen Haushalte vor. Seit seinem öffentlichen Uebergange zum Calvinismus trat, neben einer nie gestörten Verehrung Calvin's, mit welchem er sowie seine hochsinnige Gemahlin in ununterbrochenem Briefwechsel standen, auch die Beseitigung aller Rücksichten ein, die ihn an die herrschende Gesellschaft des damaligen Frankreich knüpften. Die schon früher aus vielen Gründen gelöste Freundschaft mit Franz von Guise ging jetzt in offene Feindschaft über, und abgesehen von allen andern Ursachen, mußte der Ernst und die Strenge seines Lebenswandels, sowie die Aufrichtigkeit seiner Rede an dem sittenlosen, trügerischen Hofe der Katharina von Medici Aergerniß erregen, denn, wie Verr sagt: „apud nos fides nulla superest resque adeo nostra Italica facta est“. Freilich befand er sich jetzt in einer sehr schwierigen Lage. Es entbrannte der innere Streit, der tiefe Widerspruch zwischen den Pflichten des Bürgers und den Geboten seiner Glaubensüber-

zeugung, zwischen den Obliegenheiten des Unterthanen und den Anforderungen einer geächteten Partei, welche er berufen war zu verteidigen. Von seiner heldenmüthigen Gemahlin ermuntert und von der Triebkraft seines mächtigen Geistes gehoben, stürzte er sich in den Kampf, der ihm keine persönlichen Vortheile bringen, aber das kostbare Gut der Gewissensfreiheit erstreiten sollte.

Auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, entweder da, wo der forschende Geist mit philosophischer Ruhe die Begebenheiten betrachtet und mit prüfendem Blicke den innersten Ursachen des menschlichen Handelns nachspürt, oder da, wo in dem Wirbel entfesselter Leidenschaften die echte Größe des Feldherrn und Staatsmannes hervorleuchtet, überall tritt uns Coligny, in einem an großen Charakteren reichen Zeitalter, als das alles überragende Vorbild des wahren Helden entgegen. Die Größe seiner Persönlichkeit ermißt man an der Angst und Furcht, die sein Name den Feinden einflößte, an der Freude und Beruhigung, die die Nachricht seiner Ermordung in der katholischen Partei von ganz Europa hervorbrachte. Papst Gregor XIII. ließ zur Ausschmückung der Sala regia des Vaticans durch den großen Künstler Vasari ein Prachtgemälde der Bluthochzeit malen, unter welchem die Inschrift stand: „Pontifex Colinii necem probat“. Ein wahrer Feldherr, zeichnete sich Coligny nicht weniger aus durch angeborenen Sinn für Mannszucht und Heeresorganisation, als durch große Thaten eines genialen Strategen, und wenn ihn der Erfolg nicht immer begleitete, weil sich das Maß der ihm zustehenden Mittel mit der Größe der Widerwärtigkeiten nicht vereinigen ließ, so darf man nur die Lage der Kriegsangelegenheiten nach Zarnac und Montcontour in Betracht ziehen, um seine militärischen Leistungen einigermaßen schätzen zu können. Diese Meisterschaft auf dem Schlachtfelde war von diplomatischen Fähigkeiten unterstützt, die es möglich machten, wo allgemeine Hoffnungslosigkeit herrschte, Hülfsmittel hervorzuzaubern und Freunde zu erwerben oder deren Mitwirkung zu erzwingen. Ohne ihn hätte schwerlich Elisabeth von England so kräftig in die Angelegenheiten der französischen Calvinisten eingegriffen, oder die deutschen Fürsten, oder Dranien gegen die französischen Katholiken so rücksichtslos gehandelt. Ohne ihn wäre König

Karl IX. nicht dahin gekommen, den Calvinisten sich anzuvertrauen, was allerdings die rachsüchtige italienische Frau reizte, den mörderischen Büchsenchuß der Bartholomäusnacht zu veranlassen. Als Staatsmann faßte Coligny die Hebung der vaterländischen An= gelegenheiten als seine erste Pflicht auf. Nach dem Urtheil St.=Simon's war er der eigentliche Begründer der neuen Politik, die man Heinrich IV. zuschrieb und welche Ludwig XIV. und Napoleon I. auszuführen trachteten. Wie hätte Richelieu gestaunt, bemerkt Berville, hätte man ihm gesagt, die großartigen Pläne, die er von Heinrich IV. übernommen, stammten von dem Hugonotten=Admiral Coligny. Als Admiral leistete er Frankreich die größten Dienste. Er war der erste Staatsmann in Frankreich, dessen ernstes Streben darauf ging, Colonien zu gründen, und wurde sein Unternehmen nicht mit Erfolg gekrönt, so lag die Schuld nicht an ihm, denn er verfolgte sein Ziel mit jener zähen Beharrlichkeit, die seinen Charakter kennzeichnete. Er versuchte zuerst in Brasilien einen französischen Pflanzstaat zu errichten, und als hier der Anschlag mißglückte, wendete er die Blicke der Franzosen auf Nordamerika. Als die französischen Kaufleute von Nord= und Westfrankreich ihre Schiffe nach Brasilien auszusenden begannen, um verschiedene Handelsgegenstände und hauptsächlich Brasilienholz (*Caesalpinia Ibirapitanga*, *Caesalpinia echinata*, Lamk.) zu verladen, und mit den Häuptlingen der Eingeborenen freundschaftliche Verbindungen anknüpften, meinten die Portugiesen, die Franzosen störten sie in ihrem rechtmäßigen Besitze, und suchten durch alle erdenklichen Mittel dieselben abzusprengen. Die größten Grausamkeiten waren doch nicht im Stande, die französischen Seefahrer von den ergiebigen Erwerbsquellen in Südamerika fernzuhalten. Im Gegentheil, jede neue Schilderung entflammte die Neugierde, der Anblick der heimgebrachten Schätze riß die Geister hin, und zu diesen wirthschaftlichen Triebfedern trat noch der natürliche Wunsch hinzu, durch Befehdungen in Südamerika die erdrückende Macht des spanisch=habsburgischen Geschlechtes zu zersplittern. Nun faßte Coligny den Gedanken, diesen französischen Handelszügen einen festen Rückhalt zu verschaffen und wahrscheinlich auch den verfolgten Neuerern eine Zufluchtsstätte zu errichten, indem er eine Colonie unter dem

Schutze der Krone Frankreichs anlege. Zur Ausführung dieses Planes konnte der von ihm berathene König Heinrich II. kein geeigneteres Werkzeug finden als gerade Villegaignon. Diesem, der sich aus seiner amtlichen Stellung herausgedrängt sah, gefiel das Vorhaben der französischen Regierung außerordentlich, denn er sah sich von dem Cardinal von Lothringen und von dem Admiral Coligny zum Führer des Unternehmens gleichzeitig auserkoren. Durch die zeitgenössischen Schriften belehrt und durch die entzückenden Berichte der französischen Seefahrer mit dem Reichthum, dem ausgedehnten Gebiet und den zahllosen, bequemen Häfen Brasiliens vertraut geworden, entschloß er sich, mit der Bestallung als königlicher Gesandter in Südamerika, die Errichtung eines französischen Pflanzstaates an dem herrlichen Gestade zu leiten, wo jetzt die Reichshauptstadt Rio de Janeiro erbaut ist.

Bierter Abschnitt.

Das große Festland Amerikas besteht aus zwei unregelmäßigen, mit ihren Spitzen nach Süden gekehrten Dreiecken, welche mit einander in den allgemeinen Umrissen ihres horizontalen Baues keine weniger auffallende Aehnlichkeit als in der Mannichfaltigkeit ihrer senkrechten Gestaltung darbieten: im Norden wie im Süden zwei gewaltige Ausbauschungen nach Osten; auf der Westseite ein felsiges Rückgrat, zwischen dessen Rämmen weites Hochland sich entfaltet; vom westlichen Gestade nach Osten das Gebiet des Urwaldes; eingeschaltet zwischen dieser und der riesigen Gebirgskette der Binnenraum der Ebenen. Bei der europäischen Entdeckung dieser neuen Welt waren die Culturverhältnisse derselben in allen Schattirungen, von einer vorgeschrittenen Verfeinerung herab bis zu der tiefsten Verkommenheit und thierischen Wildheit, reichlich vertreten. In der Kaiserburg der Azteken thronte ein uraltes Geschlecht mächtiger Herrscher, in dem Sonnenreiche der Inkas blühte ein milder Menschenstamm in den Künsten des friedlichen Fleißes. Auf beiden Seiten dieser merkwürdigen Culturmittelpunkte, im Norden, wie im Süden, streiften zahlreiche Völkerschaften umher: dort kühne Jägerstämme, muthvolle Krieger, welche sich zu wehren wußten (wie die Algonkinvölker, in welche sich die Irokesen am Westabhang der Alleghany-Mountains eingeknist hatten) und die ersten Anläufe regelmäßiger Staatsbildung durchblicken ließen; hier unselbständige, wilde Haufen (wie die unzähligen Nebenzweige der Guarani- und Tupisippstämme), schwach an Kräften, schlaff von Sitten, fast ohne jeden

Reim menschlicher Bildsamkeit. Wie Alexander von Humboldt bemerkt, hatten die Indianer von Neuspanien eine allgemeine Aehnlichkeit mit denen, welche Canada, Florida, Peru und Brasilien bewohnten. Sie hatten dieselbe dunkle Kupferfarbe, glattes und weiches Haar, geringen Bart, einen untersehten Körper, ein langes Auge mit den Winkeln oben gegen die Schläfe gerichtet, vorragende Backenknochen, dicke Lippen, einen edeln Ausdruck um den Mund, der mit einem düstern und ernstern Blick einen starken Gegensatz bildete. In einer Ausdehnung von anderthalb Millionen Quadratmeilen, vom Feuerland bis an den Lorenzstrom und die Beringstraße, überrascht uns auf den ersten Blick die allgemeine Aehnlichkeit in den Gesichtszügen der Einwohner.

Woher aber die Urbewohner Amerikas gekommen seien, in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen die unzählbaren Stämme zueinander ständen und wie sich die auffallenden Gegensätze ihrer verschiedenen Gesittungsstufen erklären ließen, das sind Fragen, welche die Wissenschaft nur muthmaßlich zu beantworten vermag. Daß die Urbewohner Amerikas keine eingeborene, sondern eine eingewanderte, gerade aus Asien herübergekommene Bevölkerung sei, das scheinen die geschichtlichen Ueberlieferungen, die Beobachtungen wissenschaftlicher Reisenden, die Untersuchungen geistreicher Völkerkundigen und die Fülle von Erfindungen, Gebräuchen und Sagen darzulegen, welche den Bewohnern Nordasiens und der beiden Hälften Amerikas gemeinschaftlich waren. Auf die Zeit einer solchen Einwanderung können wir nur annähernd hinweisen, denn diese dürfte wol damals stattgefunden haben, als die Beringstraße Asien noch nicht von Amerika trennte. Das große Naturereigniß der Trennung der beiden Festlande gehört, nach der geologischen Zeitrechnung, einer nicht sehr fernen Vergangenheit an, wie die geringe Tiefe des Meeresgrundes, wo Schiffe noch heute vor Anker liegen können, uns zu glauben berechtigt. Es mögen die Nordasiaten nicht nur unter viel angenehmern Witterungsbedingungen, als eine schmale Landenge das Stille Weltmeer vor der rauhen Strömung der eisigen Polargegenden schützte, sondern auch nachdem sie bereits eine gewisse Stufe geistiger Entwicklung erstiegen hatten, die künstliche Erzeugung des Feuers kannten, Pfeil und Bogen zu

handhaben verstanden, auf das östliche Festland hinübergetreten sein. Wie uns die Geschichte Griechenlands in der Zeit der Verschiebung seiner Stämme zeigt, so denken wir uns auch die mongolische Besiedelung Amerikas als eine Aufeinanderfolge verschiedener Einwandererschichten, wo die jüngern die ältern, die kräftigern die minderkräftigen immer weiter vor sich herdrängten, die vorgeschobenen Haufen, immer lichter und schwächer, fast jede Fühlung mit den dahintergebliebenen oder neu heranstürzenden Menschenwogen aufgaben. Daher scheint es uns erklärlich, daß in der Dichtigkeit der Bevölkerung, in der Entwicklung gesellschaftlicher Gliederungen, in den Fortschritten der Gesittung im allgemeinen, die nördliche Hälfte Amerikas der südlichen ohne Zweifel überlegen war.

Wir müssen unsere Betrachtungen auf den weiten Binnenraum beschränken, den einerseits das Atlantische Weltmeer und das Andengebirge und andererseits die großen Ströme Amazonas und La-Plata einschließen. Die Forschung hat zu dem Ergebniss geführt, daß eine Ursprache die vielzüngigen Stämme des amerikanischen Festlandes umfaßte; selbst die gemeinsame Richtung und innere Beschaffenheit der Mundarten weisen auf eine gemeinschaftliche Sprachwiege. Denn, sagt Alexander von Humboldt, vom Lande der Esquimos bis zu den Ufern des Orinoco und von dessen glühenden Gestaden bis an die Magellanische Straße haben die Muttersprachen eine gleiche Physiognomie, obwohl sie abweichend in den Wurzelworten sind. Man erkennt auffallende Aehnlichkeiten der grammatischen Bildung, nicht allein in den vollkommenern Sprachen, wie die der Inkas, Aymores, Guaranis, den mexicanischen und Cora, sondern auch unentwickeltere Idiome, deren Wurzeln sich nicht mehr gleichen, wie die der slawischen und baskischen Sprache, haben doch Aehnlichkeit im innern Organismus, wie man sie ebenso erkennen kann im Sanskrit, Persischen, Griechischen und in der deutschen Sprache. Hervas benutzte das Zusammentreffen der von allen Gegenden Südamerikas vertriebenen Jesuiten, um in Rom vergleichende Untersuchungen über die verschiedenen indianischen Sprachen anzustellen²³, und gelangte zu dem Schlusse, daß es 51 brasilianische Stämme gab, die keine Verwandtschaft mit den Guaranitupis haben sollten. Mit Zugrundelegung seiner Ergebnisse haben

Abelung und Vater²⁴ elf stammverwandte Völkerschaften, die sie nach ihren Wohnsitzen unterschieden, nachgewiesen, und Prichard²⁵ die Abelung-Vater'schen Bezeichnungen zu verbessern gesucht.

Der französische Reisende d'Orbigny²⁶ entwirft eine geographische Einteilung, welche die senk- und wagerechte Gliederung des süd-amerikanischen Festlandes zum Ausgangspunkt hat: er zählt drei große Zweige südlicher Indianer, die wiederum in je drei Nebenzweige zerfallen, nämlich die Ando-Peruaner (Peruaner, Antisische Stämme, Arawkaner), die Pampasvölker (Pampuaner, Chiquitos, Moxos) und die Brasil-Guaranis (Gebirgsvölker, Völker der Ebene, Waldbölker). Diese Einteilung ist ganz willkürlich und berücksichtigt den Umstand nicht, daß die Indianer, als wandernde Stämme, ihre Wohnsitze fortwährend wechselten. Der große Naturkundige Martius unterscheidet²⁷, indem er die Urbewohner Brasiliens nach ihren Wohnorten in 245 Horden, Stämme und Nationen einteilt, nur Tupis und Nichttupis. Was allerdings fest behauptet werden darf, ist, daß das gegenwärtige Gebiet des brasilianischen Kaiserreiches zur Zeit der portugiesischen Entdeckung von zwei Zweigen eines Urstammes, den Guaranis nach der spanischen und den Tupis nach der portugiesischen Bezeichnung, bewohnt war. Um eine zuverlässige Völkerkarte zu entwerfen und die geographische Aufstellung der verschiedenen Nebenzweige dieses weitergesplitterten Urstammes, deren Anzahl über vierhundert betragen sollte, richtig festsetzen zu können, verfügen wir leider nur über die spärlichen Nachweise, die uns die damaligen Schriftsteller darbieten²⁸, und wenn man ferner bedenkt, daß nicht nur diese Urbewohner ein Wanderleben führten oder aus ihren Wohnsitzen durch die portugiesische Besitzergreifung aufgestört wurden, sondern auch, daß sie keine gesellschaftlichen Gliederungen von geschichtlichem Belang, wie die nordamerikanischen Völkerbunde, haben erzeugen können und die meisten ethnographischen Sammelnamen nur vereinzelte oder zufällige Zusammenrottungen bezeichnen, so kann man leicht begreifen, wie schwer es ist, zu einem sichern Resultat zu gelangen. Gewöhnlich benannten sich die Indianer Tupinamba (Tupi-Mba = Tupikrieger); wenn eine Fehde ausbrach, dann hieß der Feind Tupinaem (Tupi-n-aem = ruchloser Tupi); eine freundliche Sippe

nannte man Tupinikin (Tupi-n-kin = Nachbar); der Titel Tamoy (Tamoy = Aeltern) galt befreundeten Nachbarn, ebenso wie Teminino (Teminino = Enkel); der Name Guhana (Guy-ana = geliebte Leute) deutete auf Freunde, wie Maracaha (Maracaya = wilde Katze) auf böse Feinde hin. Das Wort Guaytaca (Guata-ca = Schnellläufer, Auswanderer) weist auf einen körperlichen Vorzug und eine neue Ankunft hin. Die Bezeichnung Tapuha (Tapuya = Fremder, Feind) umfaßt alle, die nicht zur Tupisippenschaft zu gehören scheinen, ungefähr wie der Ausdruck Barbar in der griechisch-römischen oder Welsch in der deutschen Sprache aufgefaßt wird.²⁹

Verfolgen wir nun die Spuren der längst entschlafenen Urwaldsbewohner, wie sie uns in den vorhandenen Geschichtsquellen entgentreten, so treffen wir die Tupis von der Vereinigung des Madeira mit dem Amazonas bis zur Mündung dieses Stroms, dann längs der Ostküste am Atlantischen Meere, südlich hinab bis zur Bai von Paranagua (nebst den Imaguas am Ober- und Mittellauf des Amazonasstroms und in den Gebieten der Mahnas, südlich bis an die Grenze von Moros), und die Guaranis in den Moros-(Camisso-)Chiquito- und nördlichen Chacogebieten, am Pilcomaya, Paraguay, Parana, Uruguay und deren östlichen Nebenflüssen, auf dem südbrasilischen Hochlande und an der Meeresküste, von der Mündung des La-Plata nordwärts bis zum 25.° südl. Br. Aber weiter noch über diese Grenzen hinaus erstreckte sich die Verbreitung dieses Volks, bis an das Orinocothal, nach Guhana, Venezuela, selbst bis auf die Kleinen Antillen und Caraimbischen Inseln, über einen Flächenraum, dessen größte Längenausdehnung von der Mündung des La-Platastromes bis an den Meerbusen von Maracaibo 700 geographische Meilen und dessen Breite vom Cap San-Roque an der brasilianischen Nordküste bis an die Vereinigung des Napo und Amazonas gegen 500 geographische Meilen beträgt, über eine Gesammlländermasse mit einer Oberfläche von mehr als 200000 geographischen Quadratmeilen, ungerechnet die Inseln. Daher finden wir auch in den nördlichen und in den südlichen, ebenso wie in den Binnengegenden Südamerikas eine seltene Uebereinstimmung der Ortsbezeichnungen, wo nicht spanische oder portugiesische Namen die ursprünglichen verdrängt haben, sodaß dadurch

schon das einstige Verbreitungsgebiet dieses Stammes angedeutet wird. Alexander von Humboldt, d'Orbigny und andere haben auf das häufige Vorkommen des Wurzelwortes Para (Para = Wasser, Regen) als hydrographische Benennung in den entferntesten Gegenden Südamerikas aufmerksam gemacht. Es ist viel leichter die räumliche Ausdehnung der beiden brasilianischen Volkszweige zu bemessen, als eine Schätzung ihrer numerischen Dichtigkeit anzustellen. Nach allen Muthmaßungen war die indianische Bevölkerung sehr bedeutend. Nienhof erzählt, daß in der Capitania von Rio-Grande, im J. 1545, es nicht schwer fiel, 10000 Streiter aufzustellen, während ein Jahrhundert später (1645) kaum 300 zu sammeln waren.³⁰ Im Norden des Staates Maranhão, auf einer Strecke von 400 Meilen, bestanden mehr als 56 Dorfschaften, wovon 3 im Mittelpunkte, in einem Umfange von 25 Meilen; 2 im Bezirke von Gurupy in einer Ausdehnung von 20 Meilen; 7 bei Cameta mit einem Gebiet von 40 Meilen; 6 bei Para mit einem Hinterlande von 50 Meilen; 23 an der Boca do Rio mit einem dazu gehörenden Bezirke von 150 Meilen und 6 auf der Insel Maranhão. Nach André de Barros enthielten solche Niederlassungen über 200000 Menschen, was einer durchschnittlichen Anzahl von 3—4000 Seelen für jedes Dorf gleichkommt. Der bekannte Pater Vieira behauptet, daß seit der portugiesischen Besitznahme von Maranhão, also in ungefähr 40 Jahren, 400 indianische Dorfschaften, unter denen einige so volkreich waren wie große Städte, von Grund aus zerstört und über 2 Millionen Menschen durch Kriege, Seuchen und Sklaverei völlig aufgerieben wurden. Von den reichen Gegenden der jetzigen Provinz Minas-Geraes durch die goldbegrübten Portugiesen verjagt, verschwanden die Indianer allmählich in die düstere Zuflucht der unzugänglichen Wälder der Serra do Mar, einer Gebirgskette, welche dem Meeressaume parallel läuft und sich bis auf 50 Meilen ins Innere erstreckt. Nicht selten haben einzelne Sippen, wie die Weittaka (Guaytakazen), den schmachvollen Fesseln christlicher Knechtschaft den erfrischenden Tod auf der Walfstatt der Freiheit vorgezogen. Diesen einsältigen Kindern des Urwaldes wurde fast immer mit dem schändlichsten Undank vergolten, denn wie die Rasken der hellenischen Republiken dem macedonischen Herrscher-

geschlecht die heimathlichen Fluren verkauften, so haben auch die Häuptlinge der brasilianischen Völkerschaften, von blinder Eifersucht gegeneinander aufgestachelt und in der augenblicklichen Befriedigung ihrer Rachegefühle das höchste Ziel des Ehrgeizes erblickend, die Unterjochung ihrer blutsverwandten Widersacher unterstützt und an die europäischen Ankömmlinge die Verschacherung des vaterländischen Bodens unbewußt vollzogen.

Ein deutscher Reisender, Hans Stade³¹, dem die merkwürdigen Abenteuer seiner südamerikanischen Laufbahn, wie wir später erwähnen werden, eine tiefere Einsicht in die brasilianischen Verhältnisse gestatteten, liefert uns ein Bild von der damaligen Aufstellung der brasilianischen Völkerschaften: er schildert uns die Tupinambas, welche einen schmalen Küstenstreif von Bahia bis an die Mündung des Flusses Parahyba und von dessen Ufer 60 Meilen landeinwärts innehatten; im Norden derselben die Weittaka (Guaytacazes); im Westen die Wahganna (Guayanazes), welche im J. 1560 auch auf dem Hochlande von San-Paulo angetroffen werden, und die Karaya (Guaraya); im Süden die Tupinikins und die Tabaijar (Tawaijar = Feind oder Taba-jaras = Dorfbewohner), in deren Gebiet, in Rio de Janeiro und Cap Frio, die Markaya eingeschaltet wohnten. Also waren die Tupinikins (Tupinaquis), die sich den Portugiesen im J. 1556 unterwarfen, von ihren Nachbarn, den Tupinambas, und deren Bundesgenossen, den Aymores und Tamoyos, nach dem Süden an die Küste von San-Paulo hinabgedrängt worden, und bewohnten im J. 1549 das Gestabeland bis an die Bai von Paranagua (Suprawah, Superaguy). Ihr Rückzug wurde in diesen Gegenden von den Carios oder Carijos (Guarani, Cary-yo = Abkömmlinge von Weißen oder Urahnen) aufgehalten, welche in den südlichen Nachbarländern, den heutigen Provinzen Santa-Catharina und Parana, ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Der überlegenere, numerisch stärkere Stamm scheint demnach der der Tupinambas gewesen zu sein, wie aus dem Zurückweichen der Tupinikins hervorgeht; außerdem wird auch berichtet, daß der portugiesische Statthalter, Men de Sa, der ihrem Vordringen entgegentrat, im Jahre 1565 gegen dreihundert ihrer längs der Küste gelegenen Ortschaften zerstörte, überhaupt diesen Stamm,

bis auf einen kleinen flüchtigen Nest, der sich bis Para zurückzog, ausstülte. Das Küstengebiet, von der Mündung des Amazonenstromes bis hinab an die Bai von Paranagua, war sonach bewohnt: von den Stämmen der Tupinambas und Tabajares in den heutigen Provinzen Maranhão und Ceara, der Pitagares in der Provinz Parahyba; der Caete oder Cayete in den Provinzen Pernambuco und Parahyba; der Guaptaca in der Provinz Espirito Santo; der Tamohos und Temininos in der Provinz Rio de Janeiro; der Tupinikins an der Küste von San-Paulo. Alle diese Stämme, die eine außerordentliche Geschicklichkeit im Befahren der Gewässer besaßen, waren auf den Strömen, die sich in das Atlantische Weltmeer ergießen, den Stromläufen bis an ihre Mündungen gefolgt, und zwar in demselben Verhältniß der Zahlenstärke, wie vom 28.° südl. Br. bis hinauf an die Mündung des Grão-Para diese Ströme an Länge, an Stromgebiet zunehmen. So kam es, daß die nördlichen Stämme, stärker an Seelenzahl und mächtiger, die südlichen mehr und mehr hinabdrängten, überhaupt eine allmähliche nord-südliche Bewegung unter der Bevölkerung längs der Küste entstand, die ihre Grenze, durch den Gegendruck der Guaranis vom Süden her, in der Höhe des 25.° südl. Br. fand. Diese stetige Verschiebung der mannichfaltigen Stammsschichten war von grimmigen Kämpfen begleitet, die den europäischen Eroberern vortrefflich zu statten kamen. Den Portugiesen gelang die Besitznahme von San-Vicente nur durch die Hülfe des Tebiriffa aus Piratininga, die von Bahia durch den Anschluß des Häuptlings Tabira, die des Gebietes von Potengi (Rio Grande do Norte) durch das Bündniß mit Sorobaba; Para und Maranhão wurden nur mit der Unterstützung des großen Kriegsherrn Tomagia behauptet. Selbst in ihren Kämpfen mit europäischen Mächten hätten die Portugiesen ohne den militärischen Rückhalt der Indianer den kürzern gezogen: ohne die Hülfeleistung Ararigboia's und seiner Temininos wäre Rio de Janeiro in den Händen der Franzosen geblieben, ohne den Widerstand des umsichtsvollen und tapfern Poty (Antonio Philipp Camarão) hätten die Holländer Pernambuco behauptet.

Als Christoph Columbus von seiner ersten Weltmeeresfahrt zurückkehrte und dem erstaunten Europa die Kunde von einem auf-

gefundenen Erdtheil überbrachte, war wol niemand im Stande, die Folgen einer solchen Entdeckung auf die Sitten, die Cultur, das Gesellschaftsleben der europäischen Menschheit im voraus zu berechnen. Großartig war der Gewinn, den die Wissenschaft, besonders die Natur- und Erdkunde, die Beobachtung und Erkenntniß der kosmographischen und physikalischen Erscheinungen im Himmelsraum und auf den großen Weltmeeren aus den überseeischen Entdeckungen davontrug, und für das mehr und mehr an Uebervölkerung leidende und von der theologischen Verfolgungsseuche heimgesuchte Europa gewährte die Neue Welt eine willkommene Zufluchtsstätte in Nordamerika, das hier, wie in fast allem, immer im grellsten Widerspruch mit der stiefen und gekünstelten Staatsweisheit der romanischen Südhälfte bleiben sollte. Die große That des genuesischen Admirals sollte aber nicht einmal seinen Namen verewigen; ein glücklicherer, wenn auch weniger bescheidener Seefahrer verließ der Neuen Welt ihre jetzige Bezeichnung. Pedralvares Cabral hatte im April zufällig die Küste Brasiliens berührt, welches er für eine Insel (Ilha de Vera-Cruz) hielt, und die portugiesische Regierung, die Wichtigkeit der von Cabral gemachten Entdeckung ahnend, schickte im Mai 1501 ein neues Geschwader von Lissabon aus, um das neue Land erforschen zu lassen. Der Florentiner Amerigo Vespucci nahm, auf besondere Einladung des Königs Manuel, die Stelle als Kosmograph an, und von dieser weiten Fahrt zurückkehrend, schilderte er seine Erlebnisse in begeisterten Berichten und entzückenden Briefen und stellte das von ihm entdeckte Ländergebiet den großen Festländern von Asien, Afrika und Europa mit frohem Stolz gegenüber. In der deutschen Uebersetzung („Von der new gefunden Region die woll ein welt genennt mag werden. Durch den Christlichen König von Portugall wunderbarlich erfunden. Gedruckt zu Nüremberg durch Wolfgang Hüber, 1505“) seines an Lorenzo di Pierfrancesco de Medici gerichteten Briefes („Albericus Vespuccius Laurentio Petri Francisci de Medicis viel grüß“) kommen die hochklingenden Worte vor: „So ist künntlich und offenbar das wir den vierdenteyl der welt durchschiffet haben“. Dieser Brief, in dessen Einleitung Vespucci auch den Wink gibt, das neu entdeckte Land als Neue Welt zu bezeichnen, fand rasche Verbreitung

in deutscher (zu Augsburg, Nürnberg, Straßburg) und lateinischer Sprache (zu Paris). Andere Briefe, sowie die anregenden Berichte, welche er mit großer Gewandtheit abzufassen verstand, wurden eifrig gelesen und brachten einen großen Eindruck hervor.³² Im J. 1507 erschien eine ausführliche Beschreibung seiner vier Reisen („Quattuor navigationes“), die gewiß seinen Wunsch, daß „mein gedächtniß bei vnßern nachfaren löblich beleib, Vnd des almechtigen gots so groß köstlich, künstliche werk bekant werde“ vollkommen befriedigen sollte. So verbreitete sich, infolge einer unermüdlichen Selbstverherrlichung und auch in einem gewissen Verhältniß zur Bedeutung der Leistungen, sehr schnell die Ansicht, Amerigo Vespucci sei der Entdecker der Neuen Welt, weil auch die Zeitgenossen nichts mehr von dem schweigmamen Columbus vernahmen, als daß er etliche Eilande entdeckt hatte. Als zu Saint-Dié an der Meurthe, unter dem Schutze des Herzogs Renatus von Lothringen, ein Gymnasium und eine Druckerei errichtet worden (1507), wurden zwei junge deutsche Gelehrte, Martin Walckemüller (Hylacomylus) und Matthias Ringmann (Philesius), dieser ein Schüler des berühmten Jakob Wimpfeling, des Verfassers der auf dem Augsburger Reichstage eingebrachten „Gravamina germanicae nationis“, als Lehrer berufen. Ringmann hatte in Italien die Bekanntschaft des Dominicaners Giovanni del Giocondo, des Freundes von Amerigo Vespucci und lateinischen Uebersetzers von dessen Brief über seine dritte Reise, gemacht und sogar diese lateinische Uebersetzung in Straßburg neu drucken lassen (1505). Jetzt in Saint-Dié veröffentlichte Walckemüller mit seiner „Cosmographiae Introductio“ die vollständige Schrift der „Quattuor navigationes“³³ und veranstaltete eine Ausgabe des Ptolemäus mit einer Weltkarte („Orbis typus universalis juxta hydrographorum traditionem, Deodatae, 1507“), welche leider nach Ringmann's frühzeitigem Tode erschien. Diese beiden Gelehrten bemühten sich, dem Entdecker der Neuen Welt zu Ehren, das neue Land Amerika zu nennen („Non video cur quis jure vetet ab Americo inventore, sagacis ingenii viro, Amerigen quasi Americi terram, sive Americam dicendam, cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortitae sint nomina“, Cosmographiae Introductio, cap. IX). Die vorgeschlagene Benennung

wurde erst im XVII. Jahrh. geläufig, denn im XVI. Jahrh. findet man häufig das Wort Peruana oder Brasilia als Bezeichnung Südamerikas.³⁴ Aber im J. 1509, in dem kleinen, in Straßburg anonym gedruckten Werke „Globus mundi“ und auf einer in Wien befindlichen Karte, sowie zwei Jahre nachher in dem englischen Schauspiel „A new interlude“ kommt schon das Wort Amerika vor. Später finden wir es in einem, im J. 1512 von Joachim Badianus an Rudolf Agricola gerichteten Briefe, welcher in der 1518 erschienenen Ausgabe des Pomponius Mela abgedruckt wurde. Im J. 1515 gebrauchte Johann Schöner in Bamberg den Namen Amerika auf seiner Erdkugel³⁵, im J. 1516 Vionardo da Vinci auf seiner Weltkarte³⁶, im J. 1520 Peter Apianus (Bennewitz) auf der Weltkarte („Typus orbis universalis“), welche in der von Cameris (Giovanni Rienzi Bellini aus Camerino in Umbrien) in Wien veranstalteten Ausgabe des Solinus und wieder in der zweiten Ausgabe des Pomponius Mela von Joachim Badianus (Basel 1522) wiedergegeben wurde; im J. 1520 Margallo in seinem zu Salamanca herausgekommenen „Physices Compendium (addenda tamen veteribus incognita America a Vesputio inventa, quae occidentem versus)“; und im J. 1531 der französische Kosmograph Oronce Finée auf seinem Weltbilde („Orontii Finaei Delphinatis Nova et integra Universi Orbis Descriptio“).³⁷

Die ältesten geographischen Arbeiten, welche den südlichen Theil Amerikas, nämlich Brasilien, besonders erwähnen, sind, außer dem Erdglobus des Martin Behaim³⁸, folgende: die von Juan de la Cosa zu Puerto de Santa-Maria im October 1500 vollendete Karte („Isla descubierta por Portugal“); die „Tabula terrae novae“ (wahrscheinlich vom J. 1507) in der straßburger Ausgabe des Ptolemäus vom J. 1513; das Weltbild des Johann Ruysch für die römische Ausgabe des Ptolemäus vom J. 1508³⁹; das Weltbild des Johann Stobnicza (eine bloße Abschrift der „Tabula terrae novae“) für die „Introductio in Ptholomei Cosmographiam“ (Strassau 1512); der „Typus universalis terrae juxta modernorum distinctionem et extensionem per regna et provincias“ für die „Margarita philosophica“ von Gregor Reisch (Straßburg 1515); die bei Gry-

näus („Novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum, una cum tabula cosmogr. et aliquot aliis libellis“ Basel, Hervagius 1532) befindliche Weltkarte von dem berühmten heidelberger Professor Sebastian Münster, einem Schüler des stuttgarter Mathematikers und Philologen Stöffler; die Weltkarte des Kosmographen Karl's V., Diego Ribero, vom J. 1529, welche Sprengel zu Weimar nach den zwei zu Jena und Nürnberg noch vorhandenen Exemplaren im J. 1795 neu drucken ließ.⁴⁰

Fünfter Abschnitt.

Als Christoph Columbus von seiner ersten, für Spanien so folgenreichen Entdeckungsreise zurückkehrte, beeilte sich Papst Alexander VI. dem spanischen Hofe den Besitz des neuen Fundes zu sichern: er wies ihm *omnes insulas et terras firmas inventas et inveniendas, detectas et detegendas versus occidentem et meridiem*, welche westlich eines, 100 Meilen (*leucas*) von den Azoren und Capverdischen Inseln gezogenen Meridians (*quae linea distet a qualibet insularum que vulgariter nuncupantur de los Azores et Cabo Verde centum leucis versus occidentem et meridiem*) liegen sollten, kraft seines apostolischen Amtes zu.⁴¹ Diese übereilte Schenkung verletzte die Rechte der portugiesischen Krone, welche bereits von frühern Päpsten, Nikolaus V. und Sixtus III.; für den Christusorden die Verwaltung und Patronatsrechte in allen vom Cap Bojador bis zu den Indiern schon entdeckten und noch zu entdeckenden Ländern (*ultra illam meridionalem plagem usque ad Indos acquisitis et acquirendis*), und vom Papste Sixtus IV. zu Gunsten des Königs Johann II. die Bestätigung eben dieser Schenkungsurkunde erlangt hatte. Zuerst trachtete der König von Portugal auf diplomatischem Wege zur Anerkennung seiner Rechte zu gelangen und sandte zwei Unterhändler, Pero Dias und den Geschichtschreiber Rui de Pina, nach Spanien ab, und als diese Bemühungen nichts fruchteten, rüstete er sich zum Kriege und ernannte den nachher in Indien so berühmt gewordenen Francisco de Almeida zum Befehlshaber seiner Kriegs-

flotte. Sowie man in Madrid von den Kriegsvorbereitungen Johann's II. Kunde erhielt, wurden zwei Unterhändler (Garcia de Carvajal und Pedro de Ayala) nach Lissabon abgefertigt, welche die Abschließung eines besondern Grenzvertrages in Vorschlag zu bringen hatten. So kam, am 7. Juni 1494, eine Vereinbarung in Tordeßillas zu Stande, nach welcher der Scheidungsmeridian weiter nach Westen, nämlich nicht wie früher 100, sondern 370 Meilen westlich der Capverdischen Inseln gerückt werden mußte. Der neue Vertrag enthielt den unheilbaren Fehler, die Grenzlinie ganz unbestimmt zu bezeichnen, obwohl bei der Berechnung einer Entfernung zweier Länder nur die äußersten Punkte in Erwägung kommen sollten. Wenn wir, sagt Varnhagen, die sogenannte Ponta do Tarrafal auf der Insel Santo-Antão als die westlichste Spitze der Capverdischen Inseln annehmen und von da aus 370 Meilen ($= 23^{\circ} 14' 51''$) nach Westen rechnen, so würde der Scheidungsmeridian Para im Norden und Laguna im Süden berühren⁴² und folglich der größte Theil des gegenwärtigen Brasilien, Neuguinea, ein großer Theil Australiens, die Molukken und die Philippinen der portugiesischen Krone zufallen. Als es sich aber, infolge der häufig stattgefundenen Untersuchungsfahrten als gewiß herausstellte, daß Brasilien keine Insel war, verschaffte sich König Manuel durch die Bulle vom 24. Jan. 1506 die päpstliche Bestätigung des Tordeßillas-Vertrages und folglich seines brasilianischen Besitzes.

Als der erste portugiesische Entdecker Brasiliens, Pedralvares Cabral, von seiner Indienfahrt zurückkehrte, begegnete er bei den Capverdischen Inseln einem portugiesischen Geschwader (1501), welches, nach Südamerika beordert, brasilianisches Gebiet bei Cap San-Roque erblickte und die verschiedenen Küstenpunkte nach den Namen der jedesmaligen Tagesheiligen des römischen Kirchenkalenders (Cap Santo-Agostinho, Rio San-Francisco, Cap San-Thomé, Rio de Janeiro, Angra dos Reis, Insel San-Sebastião, San-Vicente, Cap Santa-Maria) taufte. Am Bord dieses Geschwaders befand sich, außer Fernando de Noronha, der einer bekannten Insel Brasiliens seinen Namen gab, auch Amerigo Vespucci, der als Pilot und Kosmograph bereits zwei Reisen nach Amerika unter spanischer Flagge gemacht hatte.⁴³ Schon vorher, gegen Ende des

Jahres 1499, hatte Alonso de Hojeda, von Amerigo Vespucci und dem spanischen Piloten Juan de la Cosa, dem Verfasser der berühmten auf dem madriber Museum befindlichen Weltkarte, begleitet, die Küste Brasiliens an der Mündung des Flusses Apoddy (Rio das Piranhas) berührt. Sieben Monate später langte, etwas südlicher von dieser Gegend, Vicente Yañez Pinzon, der Reisege-
nosse von Columbus auf dessen erster Entdeckungsfahrt, an und bezeichnete das jetzige Cap Santo-Agostinho mit dem Namen Rostro Hermoso oder Cabo Consolation.⁴⁴ Pinzon setzte seine Reise nach Norden fort, fuhr an der Mündung des Amazonas, wo die Aruacas wohnten, vorbei, lief in den Meerbusen von Paria ein, wo er eine Ladung Brasilholz nahm, und lenkte dann nach Hispaniola zurück. Ihm zu Ehren wurde der Ochapok (Oiapoco), der Grenzfluß zwischen den portugiesischen und spanischen Besitzungen, mit dem Namen Pinzon lange Zeit bezeichnet. Kurz nach Pinzon's Abfahrt besuchte Diego Lepe, aus Palos de Moguer, dieselbe Gegend mit zwei Schiffen: er segelte südwärts nach Cap Santo-Agostinho, von da nordwärts nach dem Fluß Maranhão, wo er im Kampfe mit den Indianern sechs von seinen Leuten einbüßte. Schließlich erkannte man, daß Brasilien keine Insel sei, und um eine genaue Feststellung seiner Rechte zu erzielen, sandte der König von Spanien Juan de la Cosa nach Portugal. Die Sendung des berühmten Kosmographen fällt nicht nur mit dem Uebertritt Vespucci's in spanische Dienste, sondern auch mit der Ausendung einer spanischen Erforschungsflotte nach Südamerika (1508—9) zusammen. Diese Flotte, von Vicente Yañez Pinzon und Juan Dias de Solis befehligt, umsegelte das Cap Santo-Agostinho und erreichte die Mündung des Silberstromes. Vespucci starb im J. 1512, und drei Jahre darauf wurde Solis mit einer neuen Erforschungsreise beauftragt, weil, nach Balboa's Entdeckung der Südsee (1513), der König von Spanien, um einen kürzern Weg nach den Molukken ausfindig zu machen, die brasilianische Küste näher auskundschaften lassen wollte. Solis steuerte auf das Cap San-Roque zu, umsegelte das Cap Cananea, und stets nach Süden treibend, segelte er in ein Mar dulce, den La-Platastrom, kam aber in einem Gefechte mit den Indianern ums Leben. Ein Jahr

nach Solis' Abreise schickte Heinrich VIII. von England den Ritter Thomas Berth in Begleitung des Sebastian Cabot nach Südamerika, um auch für sich einen Antheil an den gerühmten Schätzen der Perularia zu erlangen.⁴⁵ Aber eine viel merkwürdigere Entdeckungsreise war die des großen Weltumseglers Fernando Magalhães und des Rui Faleiro, welche Spanien am 20. Sept. 1519 verließen, in den Hafen von Santa-Luzia (Guanabara) einliefen und am 21. Oct. des folgenden Jahres an den Eingang der patagonischen Enge gelangten, welche jetzt Magalhães' Namen trägt; aus dem Geschwader des großen Seehelden kehrte nur das Schiff Victoria, am 6. Sept. 1522, von dieser ersten Erdumseglung nach der Heimat zurück.⁴⁶ Diese kühne Weltfahrt, deren einzelne Vorfälle uns Pigafetta, der Reisegefährte des Magalhães, treu übermitteln hat, übte einen großen Einfluß auf die politische Gestaltung Brasiliens, indem durch dieselbe die verhängnißvolle Frage über den Besitz der Molukkeninseln wieder aufs Tapet kam. Die Portugiesen bestrebten sich, ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen, und wenn man damals zu einer genauen Berichtigung der Grenze, nach dem Wortlaute der abgeschlossenen Verträge, hätte gelangen können, so wäre ein erheblicher Theil von Westbrasilien spanisch geworden. Auf dem Caba, an der spanisch-portugiesischen Grenze zwischen Elvas und Badajoz, trat im J. 1524 eine Commission von 24 Mitgliedern zusammen, Kosmographen, Piloten, Rechtsgelehrten, Staatsbeamten, Finanzleuten, unter welchen auf portugiesischer Seite Peter Margallo und der Mathematiker Francisco de Mello, und auf spanischer, nebst zwölf von den eben heimgekehrten Reisegefährten des Magalhães, auch Diego Ribero, Johann Vespucci, Sebastian Cabot und Don Fernando, ein Sohn des Christoph Columbus, hervorragten. Die Commission konnte indeß zu keinem Schlusse kommen, da aber Karl V. sich in großer Geldnoth befand, so wurden die Molukkeninseln den Portugiesen, für den Preis von 350000 Golddukaten, durch den Vertrag von Saragossa unter der Bedingung überantwortet (1529), daß wenn dereinst Portugal sein Recht auf dieselben außer allen Zweifel zu stellen vermöchte, der empfangene Betrag zurückerstattet werden müßte.

Die förmliche Besitzergreifung des südamerikanischen Gebietes

entflammte die Habucht der Portugiesen, und um ihrem Handelsneide Genüge zu leisten, befolgte die lissaboner Regierung ein hartes Absperrungsverfahren gegen Ausländer, die immer mit schelfüchtigem Blicke bewacht wurden, und ergriff sogar gegen die eigenen Staatsangehörigen sehr strenge Maßregeln; es wurde z. B. den portugiesischen Piloten und Matrosen untersagt, in fremden Dienst zu treten, und die Kartenzeichner durften der Länder südlich des Flusses Manicongo und der Inseln San-Thomé und Principe keine Erwähnung thun. Diese selbstsüchtige Politik einer echt chinesischen Abschließung entsprach nur selten den Erwartungen, die man mit solcher Ueberspannung hegte. Die französischen Rheber der Bretagne und Normandie ließen sich durch nichts einschüchtern, und wie bereits an dem afrikanischen Gestade (Guinea, Malagueta), so suchten sie auch auf dem amerikanischen Festlande der großen Handelsvorthelle theilhaftig zu werden, welche die Portugiesen für sich allein beanspruchten. Die Reisen der kühnen Seefahrer aus Honfleur und Dieppe wurden jeden Tag häufiger, weil auch der Handelsgewinn immer mehr wuchs. Nach dem von d'Abzac⁴⁷ veröffentlichten Berichte war die erste von Paulmier de Gonneville unternommen, welcher im Juni 1503 den Hafen von Honfleur verließ, Lissabon, die Canarien- und Capverdischen Inseln berührte, das Vorgebirge Santo-Agostinho umsegelte und den brasilianischen Boden im Süden des jetzigen Kaiserreiches, im Wohngebiete der Carijos (Guaranis), betrat. Auf der Heimreise legte Gonneville wahrscheinlich in Bahia an, wie auch d'Abzac vermuthet. Aber die thätigsten Urheber aller Handelsunternehmungen waren die zwei mächtigen Rheber zu Dieppe, die Ango. Der ältere schwang sich von der unerheblichen Stellung eines Matrosen zu Reichthum und Einfluß empor. Er besaß eine ganze Flotte von Rauffahrteischiffen, deren Kapitäne, aus der Schule des Desceliers, wie Jean Denis aus Honfleur, Gamart aus Rouen, Aubert aus Dieppe, sowol die nord- wie die südamerikanische Küste besuchten. Der jüngere Ango erbte das Vermögen und den Unternehmungsgeist seines Vaters, er war der bedeutendste Rheber des damaligen Frankreich und zählte unter seinen Kapitänen die kühnsten Seefahrer, wie den Florentiner Johann Verrazzano, der die Westküste der jetzigen Vereinigten

Staaten besuchte, und die Gebrüder Parmentier. Aus dem Flugblatt „Zehntung auss Pressilig“⁴⁸ ersieht man, wie häufig schon im J. 1508 die Franzosen an der brasilianischen Küste erschienen. Im J. 1516 beschwerte sich König Manuel bei dem französischen Hofe energisch, aber vergeblich darüber, denn einige dieser Rheber waren so mächtig, daß die französische Regierung ihnen nicht entgegenzutreten wagte. Nachdem alle friedlichen Mittel, sowol des gerichtlichen Verfahrens wie der diplomatischen Unterhandlungen, erschöpft waren, beschloß der portugiesische König, sich unmittelbar an die mächtigsten Rheber, wie Jean Alphonse und Jean Anjo, zu wenden, aber ohne bessern Erfolg. Auch nicht glücklicher war sein Nachfolger Johann III., der durch seinen Gesandten, João da Silveira, heftige Einrede gegen die Anmaßungen der französischen Seefahrer erheben ließ. Die Gebrüder Parmentier fuhren im J. 1520 von Dieppe nach Pernambuco und kehrten von dort mit einer großen Fracht von Brasilienholz zurück. Ein paar Monate darauf unternahm Hughes Roger eine gewinnreiche Fahrt nach Brasilien (1521), und am 11. Febr. des nämlichen Jahres berichtete der portugiesische Gesandte João da Silveira nach Lissabon, man rüste in Frankreich eine Flotte von 10 Schiffen aus, um portugiesisches Eigenthum wegzunehmen. Franz I. hatte nämlich an Jehan Tervier Kaperbriefe ertheilt. Diese unheilvolle Mittheilung bewog die lissaboner Regierung, ernstlich durch die Errichtung einer starken Küstenwache an die Vertheidigung ihres südamerikanischen Besitzes Hand anzulegen. Diese Küstenwache bestand aus fünf kleinen Fahrzeugen und dem Flaggenschiff, unter dem Commando des erprobten Offiziers Christovam Jacques, und ihre erste That war die Wegnahme von drei schwer beladenen bretagnischen Schiffen mit 300 Mann Besatzung, die nach Pernambuco abgeliefert wurden. Antonio Ribeiro, der Nachfolger des Christovam Jacques, wurde nicht von demselben Glück begünstigt: kaum hatte er, nach langem Kreuzen, die Küste verlassen, als die Franzosen erschienen und die Factorie in Pernambuco von Grund aus zerstörten. Die portugiesische Regierung durfte allerdings, bei der unermesslichen Ausdehnung des Küstengebietes, nicht viel von der Anwendung eines fliegenden Geschwaders erhoffen; man überzeugte sich, daß andere

Mittel ergriffen werden mußten. Christovam Jacques, der aus persönlicher Anschauung die brasilianischen Verhältnisse kannte und auch das erfolgreiche Landschenkungs-system beobachtet hatte, welches man bei der Colonisation der afrikanischen Inseln Madeira, Azoren und San-Thomé befolgt hatte, machte sich erbötig, unter denselben Bedingungen die Besiedelung eines bedeutenden Landgebietes am südamerikanischen Gestade zu übernehmen. Zu dieser Zeit hielt sich in Lissabon ein gelehrter Portugiese, Diego de Gouvea⁴⁹, auf, der beim König Johann III. die Absichten des Christovam Jacques aufs eifrigste unterstützte; der portugiesische Hof zauderte jedoch, auf solche Vorschläge einzugehen, obgleich die Nothwendigkeit klar vor aller Augen lag, als Rückhalt gegen innere und äußere Gefahren eine mächtige Niederlassung an der brasilianischen Küste zu gründen. Inzwischen aber traf aus Sevilla die Meldung eines gewissen Dr. Simão Affonso ein, daß infolge der misslungenen Reise und des Todes von Sebastian Cabot am Paranafluß die Spanier, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihren Voratz einer Besitzergreifung des La-Platagebietes vorderhand aufgeben würden, und so faßte die portugiesische Regierung den Entschluß, dort an den Ufern des Silberstromes einen Pflanzort anzulegen. Zur Ausführung dieses Planes wurde der später in Brasilien und Ostindien so berühmt gewordene Martin Affonso de Sousa auserkoren. Mit einem Geschwader von 5 Schiffen und einer Besatzung von 400 Mann und begleitet von seinem verdienstvollen jüngern Bruder, Pero Lopes de Sousa⁵⁰, verließ der hoffnungsvolle Befehlshaber den Hafen von Lissabon. Er war mit den ausgedehntesten Vollmachten bekleidet: er durfte für die Krone Portugals alles bis zur vertragsmäßig angenommenen Grenzlinie gehende Land in Besitz nehmen, über alle vorkommenden Civil- und Criminalsagen in letzter Instanz entscheiden, zu allen Aemtern ernennen, Landbewilligungen an portugiesische Staatsangehörige vornehmen u. s. w.

Unterdessen hatten die Beziehungen zwischen Frankreich und Portugal eine bedenkliche Wendung genommen. Die Eigenthümer der drei von Christovam Jacques genommenen Schiffe⁵¹ suchten bei der französischen Regierung einen entsprechenden Schadenersatz für die erlittene Einbuße zu erwirken, und von dem Statthalter der

Bretagne, Grafen Raval, nachdrücklich unterstützt, begehrten sie Raperbriefe, um von den Portugiesen den Betrag von 60000 Cruzados, auf welchen sie den Werth von Ladung und Schiffen schätzten, zu erbeuten. Um die Sache diplomatisch zu betreiben, sendete Franz I. Mesge de Angouleme nach Lissabon (1529); da aber der französische Unterhändler zwei Monate lang mit leeren Vorspiegelungen hingehalten wurde, so entschloß sich Franz I., dem mächtigen Rheber Johann Anjo, Vicomte von Dieppe, die nachgesuchten Raperbriefe gegen portugiesische Unterthanen zu ertheilen. Allerdings war die Handelsgröße Portugals zu jener Zeit so bedeutend, daß das Auffangen von dessen Schiffen einen hohen Erlös zu liefern verhieß, und die Sache wäre zur höchsten Befriedigung der französischen Rheber ausgefallen, wenn sich Franz I. in der Lage befunden hätte, sich einen neuen Feind auf den Hals schaffen zu dürfen; aber abgesehen von andern Rücksichten, waren seine Geldverhältnisse so mißlich, daß er nicht einmal das Lösegeld seiner Söhne an Karl V. zu zahlen vermochte. Die Gelegenheit dünkte also Franz I. passend, um durch seinen Gesandten, Pierre de la Garde, beim König Johann III. den Vorschlag machen zu lassen, gegen ein Anlehen von 40000 Cruzados die ausgestellten Raperbriefe zurückzunehmen; der König von Portugal erwiderte mit einem Gegenvorschlage des Inhalts, daß er gleich 100000 Cruzados vorschießen und den Rest des Betrages, welcher nach der Berechnung der Rheber die Summe von 300000 Cruzados übersteigen würde, erst dann leihen wolle, wenn man den Portugiesen das ihnen gewaltsam entzogene Eigenthum zurückerstatten würde. Diese Unterhandlungen waren durch die Abfahrt des Martin Affonso de Sousa wieder im Begriff einen unangenehmen Verlauf zu nehmen, als der portugiesische Hof einen gewandten Agenten, der zugleich ein sehr erfahrener Finanzbeamter war, Antonio de Attaide, nach Frankreich abschickte. Der neue Unterhändler verstand die ganze Sache ins Reine zu bringen, verständigte sich mit Anjo in Betreff der Entschädigungen und bewirkte die Einsetzung eines Schiedsgerichts zu Brum und Fuenterabia (1537), welches die beiderseitigen Beschwerden nach Möglichkeit zu schlichten trachtete. Die Mitglieder dieser Priesencommission waren einerseits die Portugiesen Gonçales Pinheiro, Bischof von

Santiago in den Capverdischen Inseln, und der Licentiat Affonso Fernandes, und andererseits die Franzosen Johann von Calvimont und Bertrand von Moncamp.

Mittlerweile segelte Martin Affonso de Sousa mit seinem Geschwader nach Südamerika und gewahrte auf der Höhe von Pernambuco erst ein französisches Schiff, dann zwei andere, die, alle mit Brasilienholz reichlich befrachtet, sofort genommen wurden: das eine befiel der portugiesische Befehlshaber, das zweite ließ er als untauglich verbrennen und das dritte, mit etlichen 30 Gefangenen und einer werthvollen Ladung, schickte er nach Portugal. Natürlicherweise verbreitete die Kunde von dieser Erbeutung ungeheure Aufregung in Frankreich. Das portugiesische Geschwader setzte seine Fahrt nach Süden fort, berührte Bahia, wo der alte Portugiese Diogo Alvares Caramuru mit seiner indianischen Gattin Paraguassu lebte⁵², lief dann in den Hafen von Rio de Janeiro ein, legte später in Cananea an, wo seit 30 Jahren der Portugiese Francisco de Chaves unter den Einheimischen wohnte, erlitt kurz darauf einen schrecklichen Sturm vor dem Fluß Chuy und segelte endlich in die Mündung des großen Silberstromes. Hier ergab es sich aus den astronomischen Beobachtungen, daß die Portugiesen, nach dem Vertrage von Tordesillas, das spanische Gebiet betreten hatten. Demzufolge beschloß Martin Affonso de Sousa nach Norden aufzubrechen und in der Gegend von San-Vicente (Orpion, Orbioneme), wo ein Portugiese, João Ramalho, seit über 20 Jahren ansässig war, eine feste Niederlassung zu errichten. Aber anstatt einer Niederlassung gründete er zwei, die eine auf der eben erwähnten Insel San-Vicente, die andere auf dem innern Hochlande bei Piratininga. Dies war der bescheidene Anfang der heute so reich und mächtig gewordenen Reichsprovinz San-Paulo.

Martin Affonso de Sousa befand sich noch auf seiner südamerikanischen Erforschungsreise, als in Pernambuco ein marseiller Schiff La Pélerine, mit 18 Kanonen und 120 Mann an Bord, einlief.⁵³ Es gehörte einem General der Galeeren, Bertrand d'Ornesan, Baron von Saint-Blancard, für dessen Rechnung es auch ausgerüstet worden war. Der Kapitän, Jean Duperat, errichtete an der Stelle, wo eine portugiesische Factorerei mit 6 Mann

stand, eine kleine Festung, die er mit 70 Mann besetzte, und dann segelte er mit einer werthvollen Fracht nach Frankreich zurück. Aber das Unglück verfolgte Saint-Blancard's Unternehmen. Der Befehlshaber der französisch-pernambucanischen Festung, de la Mothe, wurde von Pero Lopes de Sousa 18 Tage lang so hart bedrängt, daß er sich ergeben mußte, und Pero Lopes de Sousa kehrte, nachdem er einen gewissen Paulo Nunes zum Commandanten der genommenen Festung ernannt hatte, mit zwei französischen Schiffen und einigen 30 Gefangenen nach Portugal zurück. Unter dessen war dem Capitän der *Pélerine* das Glück nicht hold gewesen. Gezwungen in den Hafen von Malaga einzulaufen, wurde er beim Heraussegeln von der Küstenflotte, welche die portugiesische Regierung in der Straße von Gibraltar zu halten pflegte, gefangen genommen und nach Portugal abgeführt.

Durch so viele Erlebnisse gewitzigt und außerdem durch das unaufhörliche Zubrängen des Diogo de Gouvea bewogen, entschloß sich die portugiesische Regierung, ihrem südamerikanischen Colonialbesitz dadurch einen festern Rückhalt zu verschaffen, daß sie das ganze Gebiet an sogenannte Donatare vertheilte.⁵⁴ Es war allerdings ein folgenreicher Gedanke, die Habsucht der Einzelnen für die gleichzeitige, wenn auch nominelle Besitzergreifung der entferntesten Punkte einer unermesslichen Küste ausbeuten zu wollen; aber bei dem großen Abstand der verschiedenen Feudalherrschaften waren die entstehenden Pflanzorte in ihrer Zersplitterung den größten Gefahren von seiten der vergewaltigten Einheimischen und der handelssehrüchtigen Fremden ausgesetzt. Die portugiesische Regierung erkannte das Bedürfnis, neben einer einheitlichen Leitung der ziemlich lockern Bestandtheile des weiten Pflanzstaates einen kräftigen Mittelpunkt des Widerstandes gegen die innern und äußern Angriffe zu schaffen. Es wurde beschloffen, eine Statthalterschaft für ganz Brasilien ins Leben zu rufen und in Bahia die Hauptstadt des neuen Colonialreiches anzulegen. Allmählich schrumpften die verschiedenen Oberhauptmannschaften (*Capitanias*) zu einfachen Regierungsbezirken zusammen, und wenn auch der Name amtlich beibehalten ward, so waren sie doch keine eigentlichen Feudalgebiete mehr; der Misverwaltung der Lehns Herren folgte die nicht weniger gedankenlose Gewaltherr-

schaft der königlichen Satrapen. Der erste Statthalter, Thomé de Sousa, segelte mit verschiedenen Beamten, 600 Soldaten, 400 Verbannten und vielen Jesuiten, unter welchen Manuel da Nobrega hervorragte, von Lissabon ab und kam am 29. März 1549 in Bahia an. Neben den Angriffen der erbitterten Indianer war wol die häufige Erscheinung der französischen Seefahrer die größte Gefahr für den beginnenden Pflanzstaat. Sie zeigten sich an der ganzen Küste, am Vorgebirge Santo-Agostinho und in Bahia, ebenso wie am Cabo Frio, in Rio de Janeiro, Ilha Grande und Ubatuba. Die Leute in der Bretagne und in der Normandie betrachteten das brasilianische Land als ihr eigenes, nahmen Einheimische nach Frankreich mit, und auf einem Turnier zu Rouen wurde ein indianischer Kampf und ein indianisches Festmahl (1. und 2. Oct. 1550) zum Besten gegeben.⁵⁵ Um sich Erkundigungen über den Zustand der verschiedenen Küstenansiedelungen zu verschaffen, schickte Thomé de Sousa ein kleines Geschwader, aus drei Schiffen bestehend, nach dem Süden ab. Der Befehlshaber, Pero de Goes, nahm in Rio de Janeiro zwei Franzosen gefangen und griff am Cabo Frio ein französisches Schiff an, welches jedoch das Glück hatte, entkommen zu können. Als Pero de Goes nach Bahia zurückkam, beschloß Thomé de Sousa, in Begleitung des Jesuiten Manuel da Nobrega und desselben Pero de Goes, eine Besichtigungsreise nach den südlichen Niederlassungen zu unternehmen. Mit einer kleinen Flotte besuchte er die Ilheos und Rio de Janeiro, genehmigte die Gründung der jetzt so wichtigen Handelsstadt Santos (Iwawasuppa), und als er hier war, erhielt er die Nachricht von dem Schiffbruch einer nach dem La-Plata bestimmten spanischen Flotte an der Küste der Insel Santa-Catharina. Der Befehlshaber, Fernando de Senabria, kam beim Schiffbruche ums Leben, aber viele seiner Gefährten reisten über Land nach Assuncion ab, welches nach ihrer Berechnung 100 Meilen weit liegen sollte. Eine solche Reise war bereits von Cabeza de Baca unternommen worden, welcher von Porto de San-Francisco bis zu den Quellen des Iguassu und zum Fluß Piquet gelangt war. Auch ein Deutscher, Ulrich Schmidel, der beinahe 20 Jahre lang (1534—54) Südamerika bereiste⁵⁶, war vom Parana bis zu dem

Aufenthaltssorte des Portugiesen João Ramalho in San-Vicente vorgebrungen. Dieser Verkehr mit Paraguay hatte sich sehr schnell entwickelt, und im J. 1552 war die Zolleinnahme aus den von den Spaniern eingeführten Waaren beträchtlich gestiegen. Natürlich machte Thomé de Sousa diesem Handelsverkehr ein Ende: die portugiesische Regierung machte sogar Vorstellungen in Madrid gegen diese spanischen Einschreitungen ins portugiesische Gebiet, und seinerseits beschwerte sich der König von Spanien in Lissabon, daß portugiesische Handelsgegenstände über seine Colonialgrenze einbrangen und seine Staatsangehörigen, die aus dem La-Plata kamen oder dahin gingen, große Mishandlungen zu erdulden hatten.

Unter den Schiffbrüchigen des Senabria'schen Geschwaders befand sich auch ein Deutscher, der Hesse Hans Stabe, der, wie schon oben gesagt wurde, nach seiner Heimkehr ein lehrreiches Werk über Brasilien zu Marburg (1557) veröffentlichte. Er war im J. 1548 in Pernambuco gerade zu der Zeit angekommen, als die portugiesische Ansiedelung Igarassu (auch dos Marcos oder São-Cosme e Damião genannt) von den Indianern hart bedrängt ward. Igarassu lag in der großen Capitania, die dem Duarte Coelho verliehen worden war, und war von der höchsten Wichtigkeit für ein Feudalbesitzthum, welches 12000 Geviertmeilen betrug und die heutigen Reichsprovinzen Alagoas und Pernambuco umfaßte. Nachdem Hans Stabe durch seine militärischen Fähigkeiten zum Entfage der am äußersten Norden der Capitania gelegenen Grenzfeste beigetragen hatte, fuhr er mit Senabria nach dem La-Platagebiete ab und erlitt Schiffbruch bei der Insel Santa-Catharina. Thomé de Sousa ließ die Geretteten nach São-Vicente, wo er sich damals befand, kommen: einige derselben gingen nach Assuncion, aber Hans Stabe blieb in São-Vicente, wo ihm Heliodorus Coban, der Sohn des deutschen Dichters Helius Coban (1488—1540) und damalige Verwalter der Zuckerplantage des Genuesers Giuseppe Aborno, ein behagliches Unterkommen anbot.

Das Umsichgreifen der portugiesischen Besiedelung hatte, wie es nicht anders sein konnte, eine große Aufregung unter den Indianern hervorgerufen. In Nordbrasilien, in der Capitania des

Donatars Duarte Coelho zum Beispiel, sind die schwachen Stämme stets vereinzelt aufgetreten, sie überfielen bald diese, bald jene Niederlassung (Igarassu, Santiago u. s. w.); in Südbrazilien aber war es einem verwegenen Anführer gelungen, alle die kleinen Stammeshäuptlinge von Cabo Frio herunter bis Vertioga unter seine Fahne zu versammeln. Er hieß Quoniambebe (= Cunhambebe, cunha-bebe = der Flug des Weibes) und verfügte über eine große Schar von bewaffneten Kriegern und über eine unzählbare Flotte von Booten, mit welchen er alle Häfen und Buchten von Angra dos Reis bis zu der Insel São-Sebastião beunruhigte. Er war ein tapferer Kriegsführer, der sich brüstete, das Fleisch von 10000 erschlagenen Feinden gekostet zu haben; er besaß eine leibliche Stärke, die ihm erlaubte, ein kleines Geschütz auf der Schulter zu tragen und abzufeuern. Ein tollkühner Seeräuberfürst, scheute er nicht, gutausgerüstete Schiffe anzugreifen, und mehrmals überfiel er die Niederlassungen von São-Vicente und Santos, und diese sogar auch dann, als der Vertiogakanal mit artilleristischen Vertheidigungsmitteln versehen war. Der Statthalter Thomé de Sousa benutzte die militärischen Kenntnisse von Hans Stade, um der Vertiogafestung eine kriegserfahrene Leitung zu geben; aber bei einem mißglückten Ausfalle wurde Hans Stade von Quoniambebe's Leuten gefangen genommen. Seiner Kleider entblößt, wurde er zur See nach Uwati (Ubatuba) geschafft, wo ihm Augenbrauen und Bart bei dem Festtanze Aprasse (Purasse, Porace) abgeschoren wurden, und als Sklave dem Häuptling Iperuassu (Iperu-assu = großer Haifisch) zugetheilt, wurde er dem mächtigen Quoniambebe vorgestellt, welcher aus Hans Stade's Munde mit großer Befriedigung vernahm, wie sein Name in Morpion (São-Vicente) gefürchtet war. Aus seinem lehrreichen Buche erfahren wir ferner die großen Abenteuer, die er als Sklave erlebte: es wurde ihm der Tod erpart, weil seine blonde Farbe bewies, daß er kein Portugiese war, und auch weil er zur Erhärtung seiner Aussage sich nicht weigerte, gegen die Eroberer Brasiliens das Gewehr zu gebrauchen. Mit den Vertiogabooteu machte er den Angriff gegen das indianische Dorf Mambucaba mit, war Zeuge eines großen Seesieges, den Quoniambebe mit 30 Booten, deren jedes mit

20 Kriegerern bemannt war, erschot, und gibt uns ausführliche Nachrichten über die französischen Schiffe, die damals die brasilianische Küste besuchten. Nach manchem verfehlten Fluchtversuche gelang es ihm schließlich, aus der Gefangenschaft sich zu befreien. Der französische Capitän Wilhelm von Moner nahm ihn an Bord seines Schiffes Catherine de Watteville und verließ den Hafen von Rio am 31. Oct. 1554. Aber der vielgeprüfte Hans Stabe hatte noch ein letztes Abenteuer zu bestehen. Auf seinem Schiffe befand sich der Dolmetscher Perot und als Steuermann der Deutsche Franz Schanz. Sie begegneten einem portugiesischen Schiffe, das sie angriff, und im Gefecht erhielt Hans Stabe einen Schuß in den Schenkel. Nach einer langwierigen Fahrt von beinahe vier Monaten lief die Catherine de Watteville am 22. Febr. 1555 in den Hafen von Honfleur ein.

Dieser Verkehr der französischen Schiffe war der portugiesischen Colonialregierung in Bahia nicht unbekannt, die französischen Seefahrer kamen selbst nach Tatuapara, 10 Meilen von Bahia entfernt. Ein gewisser Gaspar Gomes, aus der Capitania Ilheos, wurde, als er von São-Vicente zurückkehrte, von einem französischen Schiffskapitän, der in Rio de Janeiro eine Ladung Pfeffer und Brasilienholz einnahm, dritthalb Monate gefangen gehalten; derselbe erzählte ferner, daß in Rio de Janeiro einige Dolmetscher und Factoreibeamte zurückgeblieben wären, um neue Schiffsladungen in Bereitschaft zu halten, und daß am Cabo Frio ein anderes französisches Schiff Waaren an Bord nähme. Ein Bewohner von São-Vicente, Luiz Alvares, theilte mit, daß er nur durch eilige Flucht einem französischen Schiffe entgangen wäre, dessen Mannschaft er auf 300 Personen schätzte. Braz Cubas, der Gründer der Stadt Santos, soll auf einer Fahrt von Santos nach Bahia wahrgenommen haben, daß die Franzosen an Cabo Frio eine Festung errichteten, was auch Thevet zu bestätigen scheint.⁵⁷ Bald nachher gelangte nach Bahia die Kunde, daß die Franzosen, diesmal keine Katholiken, sondern Ketzer, eine Insel im Hafen von Rio de Janeiro besetzten. Es war richtig, Villegaignon war angekommen (13. Nov. 1555).

Sechster Abschnitt.

Heinrich II. genehmigte den Plan, die portugiesischen Besitzungen in Südamerika anzugreifen, und unterstützte die Aussendung des Kriegszuges mit bedeutenden Mitteln. Nebst 220000 Livres für die Ausrüstungskosten erhielt Villegaignon zwei für den Krieg eingerichtete Schiffe von je 200 Tonnen Gehalt und eine Proviantbarke mit der Tragkraft von 100 Tonnen, welche mit allerhand Mund- und Kriegsvorräthen beladen war, und verließ Havre-de-Grâce am 12. Juli 1555. An Bord dieser Schiffe befand sich eine zahlreiche Gesellschaft von Edelleuten, Priestern, Handwerkern und sogar ein buntes Gefindel aus den Zuchthäusern von Paris und Rouen, wie der fromme Pfarrer von Provins, Claudius Haton, erzählt. Auch die beiden religiösen Parteien waren gleichmäßig vertreten, denn unter den nennenswerthen Reisegefährten Villegaignon's waren auf der calvinistischen Seite Nikolaus Barré, dem wir einen Bericht über diese Reise verdanken, ein erfahrener Seemann, der später in Florida von den Spaniern erschlagen wurde; Thoret, ein Waffengenosse Villegaignon's in dem piemontesischen Feldzug von 1542—44, der gleich nach der Ankunft in Brasilien zum Commandanten der Festung Coligny ernannt wurde; La Chapelle, de Boissi; auf der katholischen Seite finden wir Villegaignon's Neffen, Bois-le-Comte, den Schriftsteller Andreas Thevet, Jehan Gointa, der mit seiner in der Sorbonne erlangten Gelehrsamkeit unaufhörlich prahlte.

Gleich im Anfang der Fahrt stellte sich ein widriger Südwest-

wind ein, der zuerst die Schiffe an die englische Kanalküste vertrieb und dann den Notheinlauf in Dieppe unvermeidlich machte, wo sie zur Ausbesserung drei Wochen blieben. Von Dieppe segelten sie wieder nach Havre und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst lichteten sie die Anker am 14. Aug. Nun fuhr das kleine Geschwader ohne weitere Störungen durch den Englischen Kanal bis zum Atlantischen Ocean, dann durch den Biscaya'schen Meerbusen und die spanischen und portugiesischen Gewässer an den Herculessäulen und der Insel Madeira vorbei und erreichte am zwanzigsten Tage nach der Abreise die Canarischen Inseln, wo aber die Spanier jeden Verkehr gewaltsam zurückwiesen. Weiter segelnd an der Küste von Afrika und am Cap Blanco vorüber erfreuten sich die 600 Franzosen der günstigsten Gesundheitsverhältnisse; da aber jenseit des Wendekreises des Krebses die Hitze jeden Tag fühlbarer wurde, so brach am Bord des Flaggenschiffs die gräßliche Seuche des Scharbock aus. Zum Glück erhob sich indeß ein kühler Südwest, den Menschen, nicht aber der Fahrt besonders ersprießlich, und trieb die Schiffe an der Insel San-Thomé vorbei und längs der Küste von Guinea über den Aequator hinaus. Dann steuerten sie nach Westen, erblickten die Insel Ascension, und quer über das Atlantische Weltmeer erreichten sie schließlich, am 3. Nov., den Hafen von Rio de Janeiro.⁵⁸

Dieser wunderbare Hafen ist ein großartiger Meerbusen, den hohe Gebirge einfassen, und kann, wie Verh so naiv sagt, dem Genfersee an Pracht und Glanz gleichgestellt werden. Seine Mündungsstraße ist ein schmaler Sund, vor welchem kleine Klippeninseln, wie natürliche Schutzhürme, hervorschimmern: hart an der linken Seite erhebt sich der stolze Granitriese, Pôt de Beurre, den die Brasilianer Zuckerhut nennen. Innerhalb der Felsenthore sind zahlreiche Inseln: die erste ist ein winziger Fels Le Rattier (Lage); weiter einwärts liegt die viel größere: Serigipe (Seri-gipe = Krebs-schere), welche aus politischer Dankbarkeit Fort Coligny und aus geschichtlicher Erinnerung Fort Villegaignon genannt wurde; dann unzählige andere, unter welchen die sogenannte Große Insel, das gewaltige Paranapuam (Parana-puam = Meerinsel), die heutige Ilha do Governador, hervorragt. Die östliche Hafenseite heißt

Isterone oder Igteroy (Ig-teroy = kaltes Wasser), wovon die jetzige Provinzhauptstadt Nictheroy ihren Namen ableitet: hier haufen die Teminios, die treuen Waffengenossen der Portugiesen, hier schlug der tapfere Ararigboia seinen Wohnsitz auf. Die westliche Hafenseite, auf welcher sich jetzt die Reichshauptstadt ausdehnt, heißt Guanabara (Guana-para = Meerbusen), wo die kampfesmuthigen Tamoyen in unverbrüchlicher Kriegsfreundschaft für die Franzosen verbluteten: hier sollte, nach dem Zeugniß des prahlerischen Thevet, ein Henryville geschaffen werden, wozu Villegaignon's emsige Handwerker eine Ziegelei schon aufgebaut hatten. Lieblich ist das Gestade, welches die Guanabaragewässer bespülen, am lieblichsten Urussumiri, der jetzige Flamengo, wo der heilige Strom der Tamoyen, als Cariocafluß (Cari-oca = Wohnung der Weißen) dem Corcovadogebirge entquellend, als Cattetesfluß in das Meerbecken einmündet.

Aus militärischen Rücksichten wählte Villegaignon als ersten Niederlassungspunkt das kleine felsige Eiland dicht an der Einfahrt, welches sich aber, weil es von der Hochflut ganz überschwemmt wurde, für ein ständiges Lager völlig unpassend erwies; dann entschied er sich für die größere, eine Meile weiter nach innen liegende Insel⁵⁹, welche die Eingeborenen Serigipe nannten. Sie ist von Klippen umgeben, die den Schiffen nicht erlauben, bis auf Kanonenschußweite heranzufegeln. Nachdem einige Hütten erbaut waren, um die Mannschaften unterzubringen, ließ Villegaignon die Geschütze und das Gepäck ausschiffen und zugleich einen Wall aufwerfen, um sich vor etwaigen Ueberrumpelungen sicherzustellen. Dann ordnete er ein Schiff nach Frankreich an den Admiral Coligny ab, berichtete über seine glückliche Ankunft, die natürlichen Reichthümer des Landes und die günstige Stimmung der Eingeborenen, und schließlich beehrte er die Sendung von genfer Seelenhirten für seine calvinistischen Landesgenossen, sowie Verstärkungen aller Art, um sich gegen die Wilden sowol wie gegen die Portugiesen, welche überall auf dem Festlande viele Verschanzungen errichtet hatten, behaupten zu können. Dieser französischen Niederlassung, jetzt in ihren bescheidenen Anfängen, durfte man im natürlichen Verlaufe der Dinge eine glückliche Zukunft verheißen, wenn man sie als eine unter

militärischem Schutze gegründete Handelsfactorie, nicht als eigentliche Colonialansiedelung, wozu die Grundlage, das weibliche Element, fehlte, auffassen will. Es entwickelte sich schnell ein sehr reges Leben in dem schönen Hafen von Guanabara. Das Lager auf der kleinen Insel konnte ohne die Zufuhr aus dem Festlande nicht bestehen; für die Festungswerke und den Häuserbau wurden am Meeresufer große Ziegelöfen (Briqueterie) errichtet, die viele Hände und Transportmittel beschäftigten. Die Eingeborenen fanden angemessene Beschäftigung als Handlanger, als Ruderer, als Lieferanten der einheimischen Erzeugnisse. Nach Norden wie nach Süden gingen französische Auskundschafter, bald nach Cabo Frio, der vielgenannten Stelle am brasilianischen Gestade, bald die Küste entlang bis zum Silberstrom hinunter, wie es uns Thevet, einer der Ausgesendeten, mit gewohnter Uebertreibung schildert. Von außen her drang immer neues Leben ein, die von Europa ankommenden Schiffe wurden immer zahlreicher, z. B. das normännische Schiff *Pepin*, welches der Dorfschaft Vaboraci seinen fränkischen Namen aufdrückte, das größere Schiff *Serpente*, Eigenthum des Jakob Cauzigny aus Fécamp, das dem Rheder Vaudouin in Havre gehörende und von Faribault befehligte Schiff *Jacques* und viele andere. Die Portugiesen waren natürlich sehr verstimmt darüber, daß die Franzosen die ihnen vom Papste zuerkannten Besitzrechte nicht achten mochten; aber sie fühlten sich weder kräftig genug, um feindlich aufzutreten, noch waren ihre Ansiedelungen in solcher Nähe, daß die französische Besizung sie unmittelbar gefährden konnte.

Die ersten Anfänge der französischen Niederlassung waren, wie es nicht anders sein konnte, mit großen Mühelosigkeiten verknüpft. Da dort, wo das Lager aufgeschlagen war, die Insel kein Wasser hatte, mußte dieses von weit hergebracht werden. Die aus Frankreich mitgenommenen Mundvorräthe schrumpften rasch zusammen, und die Ankömmlinge sahen sich schließlich auf Maniocmehl und andere einheimische Erzeugnisse angewiesen. Allmählich entwickelte sich ein allgemeines Mißbehagen, welches, geschärft durch angestrengte Arbeit und stramme Mannszucht, zur ernstesten Gefahr gedieh. Zwei Tage nach der Abfahrt der Schiffe, erzählt Nikolaus Barré, am 4. Febr. 1556, entdeckte man eine von Handwerkern

und Arbeitern angezettelte Verschwörung gegen Villegaignon und acht Personen seiner nächsten Umgebung. Der Anschlag ging von einem Dolmetscher aus, der mit einem indianischen Weibe seit sieben Jahren in wilder Ehe lebte und dasselbe weder fortschicken noch heirathen wollte. Dies wollte Villegaignon nicht gestatten, denn in einem Briefe an Calvin vom 31. März 1557 sagt er: „Il est advenu que vingt six de nos mercenaires, estans amorcez par leurs cupidités charnelles ont conspiré de me faire mourir.“ Infolge der Dienstanstrengungen und der in einer neuen Gegend unvermeidlichen Entbehrungen gab es viele Unzufriedene, die den Einflüsterungen des normännischen Dolmetschers Gehör schenkten; aber da sie unvorsichtigerweise drei Schotten von Villegaignon's Leibwache zu verleiten suchten, entdeckten diese das Vorhaben. Der Urheber der Verschwörung konnte nicht dingfest gemacht werden, denn er entkam in die Wälder, aber vier andere Räbelsführer wurden verhaftet. Von diesen ersäufte sich einer, ein anderer wurde erdrosselt und die zwei übrigen mußten in Ketten gebunden arbeiten.

Die Kunde von Villegaignon's Erfolg verbreitete große Freude in Frankreich. Jetzt durften die französischen Rheeder ihre Schiffe nach den südamerikanischen Gewässern mit geringerer Bangigkeit auslaufen lassen, weil die auf dem Fort Coligny entfaltete Flagge des Königs zuverlässigen Rückhalt darbot. In Lissabon trafen die Nachrichten noch ziemlich unbestimmt ein, die Besetzung des Guanabarahafens war bekannt, aber Näheres darüber mangelte noch. In den Memoiren des Cardinals Granvella finden wir eine Depesche des spanischen Botschafters am französischen Hofe, Simon Renard, an die portugiesische Prinzessin vom Anfang August 1556, welche meldet: „Es sei kund geworden, Villegaignon habe einen am Wege nach Indien gelegenen Hafen in Besitz genommen und befestigt und zugleich dem Könige von Frankreich geschrieben, wenn man ihm 3—4000 Kriegsleute herüberschicke, so wolle er diesen Theil von Indien ganz besetzen und den Seeverkehr sperren. Die Franzosen rüsten jetzt viele Schiffe in der Normandie und Bretagne aus, die freilich eine andere Bestimmung haben mögen, dessenungeachtet halte ich es für rathsam, Ew. Hoheit darauf aufmerksam zu machen, denn

dieselben können unter Umständen die Verbindung mit Indien bedrohen.“ Mit der Zeit trafen genauere Nachrichten in Lissabon ein; aber die Portugiesen, die mehr an Indien als an Amerika dachten, brauchten sich auch hier nicht zu überstürzen. Sie hatten schon festen Fuß im südlichen Festlande gefaßt, die Franzosen hatten aber noch mit den Beschwerlichkeiten zu kämpfen, welche die Uebersiedelung von Europäern unter wilde Menschen begleiten, ihnen drohten die Schwierigkeiten, welche aus einer kirchlich gespaltenen Bevölkerung erwachsen, und die politischen Verwickelungen, welche von ihrer Weltstellung unzertrennlich sein würden. Es war also eine große Beruhigung, daß der neue Pflanzstaat eine bedeutende Verstärkung erhielt. Der in der Nähe von Genf lebende alte Pfarrer Philipp von Corguilleray, Sieur Dupont (so genannt wegen seines nicht weit von der Stadt Chatillon gelegenen Besitzthums), verständigte sich mit dem 50jährigen Peter Richer und mit Wilhelm Chartier und beide beschloßen, Künstler und Handwerker, sowie auch andere Geistliche anzuwerben, die sich der Unternehmung Coligny's, des großen Gönners der calvinistischen Sache, anschließen möchten. So gesellten sich, allem Anscheine nach durch das viele Auffuchen und Zusprechen, zu Corguilleray, Richer und Chartier noch folgende Seelenhirten: Peter Bordon, Matthäus Verneuil, Johann Bordel, Andreas Fonte, Nikolaus Fonte, Nikolaus Denis, Johann Gardien, Martin David, Nikolaus Ravignet, Nikolaus Carnul, Jakob Rüffe und der 22jährige Johann Lery. Sie gingen am 10. Nov. 1556 von Genf nach Chatillon-sur-Loing, um dem Admiral Coligny ihre Aufwartung zu machen: dieser ermahnte sie väterlich, auf ihrem Vorhaben zu beharren, und versprach ihnen, in allem, was zu ihrer Reise gehörte, behülflich sein zu wollen. Hierauf reisten sie nach Paris, wo sie einen ganzen Monat verweilten und etliche Edelleute, sowie geringere Personen, die von ihrer Seereise vernahmen, sich zu ihnen schlugen. Auf dem Wege nach ihrem Einschiffungsorte, dem kleinen Hafen Aslebonne in der Normandie, gingen sie durch die Stadt Rouen, wo sich einige neue Gefährten anschloßen. Als sie zu Honfleur das Abendmahl, den Befehlen des Königs zuwider, in der Nacht feierten, erweckten sie den Zorn der katholischen Einwohnerschaft, und ein Bergmann, Saint-Denis mit

Namen, fiel als Opfer dieses Ausbruches der Unbuddsamkeit. Das Geschwader, welches sie aufnehmen sollte, bestand aus drei schönen Schiffen, Grande-Roberge, Petite-Roberge und Rosée, die mit 18 bronzenen Geschützen und 30 eisernen Völlern bewaffnet waren; der Befehlshaber war Bois-le-Comte, ein Neffe Villegaignon's. Als die Schiffe am 17. Nov. 1556 von Honfleur absegelten, befanden sich am Bord 300 Calvinisten, theils Schiffsleute, theils Soldaten und Handwerker, außerdem 5 französische Knaben, die sich zu Dolmetschern ausbilden sollten, und 5 Mädchen unter der Leitung einer Erzieherin. Diese waren wahrscheinlich die ersten Europäerinnen, die das Guanabaragebiet betraten.

Wir besitzen eine malerische Schilderung dieser Reise, von einem der calvinistischen Geistlichen geschrieben, welche aus dem wilden Toben der kirchlichen Kämpfe in Südamerika glücklicherweise das Leben retteten und nach Europa zurückkehrten. In seiner anspruchslosen Darstellung erzählt uns Johann Verry⁶⁰, wie er erstaunensvoll der Plünderung von Schiffen beizwohnte und den Stürmen, wie durch Wunder der göttlichen Vorsehung, unverseht entrannte; er berichtet ausführlich über die unbedeutendsten Vorfälle auf seiner langwierigen Fahrt, wo die Schrecknisse eines unbekannten Meeres, die immerwährende Angst vor nichts schonenden Seeräubern, die Unsicherheit der gebrechlichen Fahrzeuge und das ahnende Gefühl einer fremdartigen Welt dem neuen Argonautenzuge einen romantischen Anstrich verliehen. Das Geschwader erblickte das Vorgebirge des heiligen Vincenz, segelte an den Canarischen Inseln vorüber, erreichte den Aequator und „unter dem 4.° südl. Br. sah es zum ersten mal den Südpol, wo ein prachtvolles Sternbild das Südkreuz darstellt“. Am 25. Febr. wurde Brasilien wahrgenommen, und mit du Bois' Flaggenschiff voran fuhren die frohen Eroberer bis zu einer Entfernung von tausend Schritt auf das Gestade los. Der brüllende Ruf der französischen Feuerschlünde lockte die Einheimischen an den Meeresaum herbei: der rauhe Strand hieß Hiniaßu, die Wilden waren Uëtafazier aus dem menschenfressenden Stamme der Margäaten, Waffenbrüder der Portugiesen und Feinde der französischen Fahne. Doch wie lieblich erschien die ferne Landschaft: es war Februar, in Europa der kälteste Monat,

wo der Winterfrost nichts aus der Erde hervordrücken läßt, und in Brasilien sah alles, Haine, Wälder und Pflanzen, grün aus, wie in Frankreich im Mai und Juni! Die Brasilianer haben einen ewigen Frühling! Weiter herabfahrend, erblickte das Geschwader die portugiesische Feste Espirito-Santo, bei den Indianern Moab geheissen, wo unfreundliche Kanonenschüsse gewechselt wurden, dann ging es an der Gegend vorbei, welche den Namen Itapemirim führt. Hier, in den Buchten, liegen winzige Eilande, deren Bewohner Freunde und Bundesgenossen der Franzosen sind. Etwas ferner, unter dem 20. Grade ungefähr, wohnen die Paraisien, in deren Lande Hügelchen über die Oberfläche hervorragen, die viel Ähnlichkeit mit Schornsteinen haben. Noch weiter unten sind niedrige Ufer und Untiefen, mit Klippen und Felsenriffen vermischt: Derter, welche die Seefahrer, aus Furcht zu scheitern, aufs sorgfältigste zu vermeiden pflegen. Andererseits erblickt man an diesem Strande eine Fläche von 30 Meilen, wo die frevelhaften Uetakaten, die schnellfüßigen Myrmidonen der brasilianischen Einöde, frei umherirren. Nahe bei ihnen hausen bessere Naturkinder, die Margajen, die Karaien, die Tupinambolsier und andere gelehrige Stämme. An das Land der Uetakaten reiht sich die Küste von Mac-he, wo die Sonne einen Felsen bescheint, der wie Smaragd blüht, und wo das Ungeßüm der Wellen die Schiffe leicht zerschellt. Endlich kam, am 3. März, das kalte Vorgebirge, der bekannteste Punkt dieser Küste, zum Vorschein. Nachdem hier Anker geworfen und durch Abfeuern der Geschütze die Ankunft gemeldet wurde, erschienen einige Tupinambolsier, Waffenbrüder der Franzosen, und brachten Kunde von dem Paholas; wie bei ihnen Villegaignon betitelt ward. Nun ging man, noch gegen Abend desselben Tages, wieder unter Segel und konnte, nach einer glücklichen Fahrt, am Sonntag den 15. März 1557 in den großen Meerbusen von Guanabara einlaufen. Etwa 500 Schritt entfernt von der Insel, wo Villegaignon sich gelagert, ließ du Bois die Kanonen zum Ehrengruße abfeuern.

Die Angekommenen gingen gleich ans Land und ließen sich durch Corguilleray, Richer und Chartier Villegaignon vorstellen, welcher ihnen erklärte: er wolle hier den aus Frankreich, Spanien und andern über Meer gelegenen Ländern vertriebenen Gläubigen

einen Schutzort bereiten, wo sie ohne Störung ihren Gott in Reinheit verehren können. Noch am Tage der Ankunft, nachdem eine kurze Rast und eine einfache Mahlzeit aus geräuchertem Fisch und einheimischen Wurzeln genossen wurde, begann der Ernst des Lebens, die Erbauung der Festung, welche man mit dem Namen Coligny verherrlicht hatte. So wie der erste, vergingen die andern Tage in froher Arbeit, und bei allen Mängeln, die die Zeit wol zu heilen vermochte, schien die Zukunft nur Glück zu verheissen. Aber leider schlich sich die religiöse Zwietracht, welche die europäischen Nationen bereits zersetzte, bald ein, und Villegaignon, dessen geistige Fähigkeiten und unbescholtener Lebenswandel die sicherste Bürgschaft einer echt staatsmännischen Verwaltung darzubieten schienen, beging den unverzeihlichen Fehler, aus der heitern Höhe eines unparteiischen Oberhauptes auf den gehässigen Fectboden des kirchlichen Haders niederzusteigen. Anfangs drehte sich der Zwiespalt um lauter theologische Fragen, und Villegaignon schickte Chartier nach Europa, um Calvin's Meinung über den Streitpunkt des Abendmahls einzuholen. Das Schiff, welches ihn hinüberführte, brachte auch eine große Ladung von Brasilienholz und zehn indische Knaben nach Frankreich mit, welche König Heinrich II. überreicht und von diesem an vornehme Personen verschenkt wurden. Nach Chartier's Abreise nahmen die Zwistigkeiten jeden Tag eine bedenklichere Wendung und wurden von den Priestern aus frommer Schwärmerei rücksichtslos geschürt. Da Villegaignon Ende October erklärte, er wolle die calvinistischen Seelenhirten nicht länger auf seiner Insel und in seinem Fort dulden, so wurden diese nach achtmonatlichem Aufenthalte auf das feste Land vertrieben: sie zogen sich auf die westliche Hafenseite zurück und warteten in den Schuppen der verlassenen Ziegelei, bis ein mit Brasilienholz, indischem Pfeffer, Meerkräutern und Papagaien befrachtetes Schiff, die *Jacobée*, sie am 6. Jan. 1558 nach Frankreich zurücknahm. Infolge seines parteiischen Gebarens hatte sich auch Villegaignon so viele Blößen gegeben, daß seine Stellung unhaltbar wurde; er hatte seine Rolle ausgespielt und blieb nicht mehr lange in Brasilien: schon im nächsten Jahre zog er sich nach Frankreich zurück, wo die mörderischen Religionskämpfe seiner harrten.

Die Lage der französischen Niederlassung verschlimmerte sich zusehends. Freilich erfuhren die Portugiesen zu São-Vicente und Bahia vorläufig nichts von den innern Vorgängen: sie wußten höchstens, daß Villegaignon die Eingeborenen an sich zu fesseln verstand, indem er sich gegen dieselben ebenso nachsichtsvoll, wie streng und grausam gegen die Seinigen zeigte. Der damalige Statthalter von Brasilien, Duarte da Costa, war nicht sehr ängstlich wegen des Umsichgreifens der französischen Herrschaft; aber er erinnerte stets die portugiesische Regierung an die Nothwendigkeit, die Franzosen zu vertreiben. Gerade zu dieser Zeit war König Johann III. gestorben (11. Juni 1557), und da sein Enkel und Nachfolger, Sebastian, noch minderjährig war, so übernahm die Königin-Witwe, Katharina von Oesterreich, die Regierung des Reiches. Ihre erste Handlung war die Ernennung eines neuen Statthalters für die südamerikanischen Besitzungen: die Wahl fiel auf den Gerichtsrath Men de Sá, den Bruder des portugiesischen Dichters Francisco de Sá e Miranda. Jetzt wollte man, mit Anspannung aller Kräfte, die französische Ansiedelung vernichten und den Eingeborenen wegen ihres Anschlusses an die Gegner rücksichtslose Vergeltung angedeihen lassen. Hülfsstruppen wurden von Portugal, unter dem Befehl des Kapitäns Bartholomäus de Vasconcellos, ausgesandt, und ein neuer Bischof, Peter Leitão, hielt seinen feierlichen Einzug in Bahia, der Hauptstadt des portugiesischen Colonialreiches (November 1559). Nachdrücklich unterstützt von dem Bischof und den Jesuiten⁶¹, sammelte der Statthalter alle verfügbaren Kräfte, 2 große und 8 kleine Schiffe nebst einer Besatzung von 2000 Mann, und schickte nach São-Vicente den Jesuiten Nobrega, der ihm einige stark bemannte Boote von dorthier zuführte. Am 15. März fuhr Men de Sá in den Hafen von Rio de Janeiro ein, stellte auf der Westseite des Hafens schwere Geschütze auf und beschuß 48 Stunden lang das Fort Coligny, obgleich ohne besondern Erfolg; dann ließ er einige Kanonen auf dem Gipfel eines hohen Hügels, eines sogenannten Palmenberges aufführen, von welchem aus er die feindliche Stellung bestreichen konnte, und um in der Nacht die Franzosen besser überrumpeln zu können, führte er am Tage einen Scheinrückzug aus. Einige 30 Franzosen wurden getödtet, viele ver-

wundet; die andern stürzten sich von dem Felsen in die Rähne, um das Leben zu retten. So ergab sich das Fort Coligny (15. März 1560). Die Franzosen, ganz erschöpft, ohne Trinkwasser und ohne Schießpulver, konnten keinen Widerstand mehr leisten; es waren, nebst einigen Sklaven etwa 74, denen sich nachher noch 40, theils Flüchtlinge, theils Gefangene aus einem eben angekommenen Schiffe hinzugesellten. Der portugiesische Statthalter nahm nun das Fort in Besitz, ließ die Festungswerke schleifen und schickte von São-Vicente, wohin er sofort absegelte, das den Franzosen abgenommene Schiff nach Portugal mit folgender Depesche an Katharina von Oesterreich: „Das von Ew. Königl. Hoheit abgeordnete Geschwader erreichte Bahia am 30. Nov. Infolge des im Kriegsrathe gefaßten Beschlusses, die Festung von Rio de Janeiro unverzüglich anzugreifen, verließ ich Bahia am 16. Jan. und erschien vor Rio am 21. Febr. Der Feind wies unsere Aufforderung zur Uebergabe mit Hohn zurück, und ich ließ den Angriff am Freitag, den 15. März, stattfinden. Der Kampf hörte nicht eher auf, bis der Sieg sich für unsere Waffen entschied. Die Verluste des Feindes waren sehr beträchtlich, die unserigen aber unbedeutend. Meine Truppen bestanden aus 120 alten und 18 neu angeworbenen portugiesischen Soldaten, und diese gingen zum ersten mal ins Feuer, und aus 140 Eingeborenen, die schlecht bewaffnet und nicht besonders geneigt waren, uns zu helfen.“⁶² Die Festung ward anfangs von 74 Franzosen und einigen Sklaven vertheidigt, aber ihre Zahl wurde nachher durch 40 Soldaten und über 1000 Eingeborene, die alle gut bewaffnet und eingeübt waren, verstärkt.“ So lautet das nicht ganz unparteiisch scheinende Schreiben des portugiesischen Statthalters.

Aber die Einnahme der Festung bedeutete noch nicht den Schluß der Feindseligkeiten. Den hohen Werth des Ortes erkennend, gedachten die Portugiesen hier eine befestigte Niederlassung anzulegen, welche die Macht der Franzosen und ihrer Verbündeten ganz zu brechen vermöchte. Die lissaboner Regierung beschloß, einige Streitkräfte, welche in Brasilien Verstärkungen an sich ziehen sollten, zur wirklichen Besignahme von Rio de Janeiro auszusenden und, um den erforderlichen Einklang in diese Operationen zu bringen, den Neffen des Statthalters, Estacio de Sá, zum Gouverneur der zu

gründenden Niederlassung zu ernennen. Als die Hülfsstruppen (Februar 1564) in Bahia ankamen, wurden sie sofort unter der Führung eines gewissen Braz Fragoso, der in den Bezirken von Espírito-Santo und São-Vicente Verstärkungen aller Art erhalten sollte, nach dem Süden abgefertigt. Auf der Höhe von Rio de Janeiro nahm Estacio de Sá ein französisches Schiff gefangen, dessen Mannschaft sich ans Land flüchtete. Aber von widrigen Winden genöthigt, lief er in den Hafen von Rio ein, wo schon der Jesuit Nobrega zufällig eingetroffen war. Von hier segelte das Geschwader nach Santos, um aus der Capitania São-Vicente alle möglichen Streitkräfte für den bevorstehenden Kampf auszuheben. Nachdem nun alle Vorkehrungen getroffen waren, segelte eine bedeutende Anzahl von größern und kleinern Fahrzeugen und, unter dem Befehle des schon erwähnten deutschen Dichtersohnes Helioborus Coban, eine ansehnliche Flotille von acht großen Booten ab; man nahm Lebensmittel, soviel die Ansiedler erübrigen konnten, und raffte aus Portugiesen, Indianern und Negern eine zahlreiche Mannschaft zusammen. Diese Flotte lief im Monat Februar 1565 in den Hafen von Rio de Janeiro ein und warf Anker im Schatten des großen Felsenfelsens, der heute Zuckerhut heißt. Ein paar Tage darauf bemächtigte sich Estacio de Sá eines französischen Schiffes, welches, weil die Mannschaft sich für katholisch ausgab, die günstige Bedingung erhielt, mit seinen 110 Mann nach Frankreich zurückgehen zu dürfen. Das war für die Calvinisten ein Wink, welches Los im Falle der Niederlage ihrer harrte; deshalb verhielten sie sich ganz ruhig, bis aus Cabo Frio 3 französische Schiffe nebst 30 Booten zur Hülfe herbeieilten. Von den Franzosen angegriffen und von den Indianern hart bedrängt, würde sich Estacio de Sá schwerlich lange haben behaupten können (1565), wenn nicht der Statthalter, von dem Bischof begleitet und neue Verstärkungen zuführend, welche eben die portugiesische Regierung unter dem Befehl von Christovão de Barros zugesandt hatte, auf dem Kampfsplatze erschienen wäre. An zwei verschiedenen Punkten, wo Franzosen und Indianer starke Verschanzungen errichtet hatten, begegneten die Portugiesen einem hartnäckigen Widerstande. Zunächst griffen sie denjenigen an, welchen Bois-le-Comte am Urussumirigestade mit mächtigen Wällen versehen

hatte, und nahmen ihn im ersten Anlauf; von den 11 Franzosen, welche die Vertheidigung leiteten, fielen 6 im Kampfe und 5 ließ man über die Klinge springen. Diejenigen von den Franzosen, welche sich durch die Flucht retten konnten, begaben sich auf die große Insel mitten im Hafen, welche die Eingeborenen bald Parapanuam, bald Maracaia (Rageninsel) und die Portugiesen später Ilha do Governador nannten. Hier entbrannte der letzte Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, weil Franzosen und Tamohes sich wol des Voses, das ihrer wartete, bewußt waren. Denn die Iberier führen nur religiöse Vernichtungskriege. Der Sieg entschied sich für die Portugiesen, deren Mannschaften von dem umsichtsvollen und tapfern Heliodorus Goban geleitet und von Ararigboia's Kriegsvolk beharrlich unterstützt schwerlich im Kampfesgewühl den von einem Giftpfeil tödlich getroffenen Befehlshaber, Estacio de Sá, vermißten. Die französische Herrschaft war vernichtet und die Tamohes wanderten von dem anmuthigen Guanabaragestade nach dem Norden aus und schlossen sich wahrscheinlich den Tupinambas an. Villegaignon befand sich nicht mehr in Brasilien, das er schon im J. 1559 verlassen hatte. Als die Trauerkunde von der französischen Niederlage ihn erreichte, suchte er zu Paris in lange fortgesetzten Unterhandlungen mit dem portugiesischen Gesandten, João Pereira Dantas, einen Schadenersatz für seine persönlichen Verluste zu erlangen.

Aller Sorgen enthoben, ließ der portugiesische Statthalter die Fundamente der neuen Stadt auf dem sogenannten Castellberge (Morro do Castello) errichten und ernannte zum Gouverneur derselben einen andern Neffen, Salvador Correia de Sá, dem später Christovão de Barros in derselben Eigenschaft folgte. So war die Stadt Rio de Janeiro, die künftige Hauptstadt der einzigen Monarchie in der Neuen Welt, gegründet. Alle Schilderungen⁶³ stimmen überein in dem begeisterten Ruhme der entzückenden Lage dieser größten Stadt von Südamerika. Von allen Reisenden und auch von denen, welche die schönsten Theile der Erde kennen gelernt hatten und damit Vergleichen anzustellen vermochten, wird der Bai von Rio de Janeiro an malerischer Schönheit der erste Rang zuerkannt, und namentlich auch vor dem zauberischen Golf von

Neapel, mit welchem sie vielfach verglichen worden ist. „Weder Neapel, noch Stambul, noch irgendein Ort der uns bekannten Erde, selbst die Alhambra nicht, kann sich an magisch-phantaftischem Zauber mit der Einfahrt und dem Golf von Rio de Janeiro messen! Doch der eigentliche Glanzpunkt des Gemäldes findet sich am Strande selbst. Am nordöstlichen Fuße des Gebirges, überragt von dem Corcovado und der Tijuca, die gleich lustigen Phantasiegebilden von steiler Höhe herabschauen, da, wo die Westküste der Bai die nördliche Richtung verläßt, welche sie im Sund, ihrem Mündungskanal, zeigt, und sich scharf gegen Westen wendet, erhebt sich das großartige Rio de Janeiro, mit seinem Meer von Dächern, von Kirchen, Klöstern und Thürmen, die pittoresken Terrassen, die flachen, kurz und steil abstürzenden Plateaus und die felsigen Vorsprünge der scharf gegen Nordosten in der Bai hervorspringenden Ecke des am Fuße des Corcovado sich ausdehnenden Vorlandes überdeckend und dabei zugleich ein weites, liebliches Thal, eine lachende Ebene landeinwärts zwischen annuthigen Hügeln ausfüllend — wahrhaft wie eine echte Kaiserstadt, voll huldvoller Anmuth und hoher Majestät.“ (Prinz Adalbert von Preußen.)

Siebenter Abschnitt.

Als Franz II. den französischen Thron bestieg (1559), erreichten die Guisen den Gipfel der Macht. Durch ihre reizvolle Nichte, Maria Stuart, beherrschten sie den jungen König und gedachten nun die einzigen Widersacher niederzuwerfen, welche ihnen den ruhigen Besitz der Gewalt gefährden konnten: die Prinzen von Gebliüt und die Hugenotten. Diese, die als die Schwächern nur Duldung für ihre Meinung begehrten, sahen sich genöthigt, als die Absicht ihrer Ausrottung deutlich hervortrat, eine politische Partei zu werden und als solche zu handeln: sie fochten die Rechtmäßigkeit der bestehenden Gewalt an, weil der König minderjährig und die Guisen Fremde waren. Die von dem calvinistischen Edelmann La Renaudie (La Forest), dessen Schwager, den ehemaligen Schöffen von Metz, Kaspar von Heu, die Guisen heimlich im Schlosse zu Vincennes erdroffeln ließen, angezettelte Verschwörung von Amboise (1560) hatte zum Zweck, die Guisen aufzuheben, sich der Person des Königs zu bemächtigen und durch die Stände die Regierung neu ordnen zu lassen. Der Anschlag mißlang, La Renaudie fiel im Kampfe, und die übrigen Führer, wie der verdienstvolle Baron Castelnau, wurden mit dem Schwerte enthauptet. Jetzt fand auch der eben von Brasilien zurückgekehrte Villegaignon eine passende Gelegenheit, dem Connétable von Montmorency und dem Cardinal von Lothringen ein neues Pfand seiner katholischen Gesinnungen darzubieten. Er sann auf alle Mittel, denjenigen zu schaden, welchen er tödlichen Haß geschworen: er brachte in Vor-

schlag, zur Bekämpfung der Aufständischen auf der Loire eine Flotte auszurüsten; aber diese sonderbare Kriegsführung zu Wasser erregte nur allgemeines Gelächter, wie Regnier de la Planche erzählt⁶⁴, und veranlaßte die irrige Ansicht, er wäre in Wahnsinn verfallen. Schon bei der Landung der genfer Colonisten in Brasilien, sagt Bersier, nahm man Spuren von Geistesstörung bei ihm wahr.

Mit dem Fehlschlagen des Aufstandes von Amboise steigerte sich die Macht der Guisen; aber gerade jetzt erschien auf dem Schauplatz der Begebenheiten, als Nachfolger des verstorbenen Kanzlers Olivier (1560), einer der edelsten Männer, die Frankreich erzeugt hat, der weise und gemäßigte Michel de l'Hospital. Seiner Zeit voraneilend, bestrebte er sich, die Parität der Confessionen und die Gewissensfreiheit einzuführen, ein Ziel, welches beide Parteien verwarfen, denn das ist das Merkmal dieser Epoche, daß keine Kirche bestehen zu können meinte, wenn sie nicht die andern ausrottete. l'Hospital's Klugheit verdanken die Franzosen, daß anstatt der spanischen Inquisition, welche der Papst in ihrem Lande einzuführen gedachte, das Edict von Romorantin den französischen Bischöfen, unter der Verpflichtung, in ihren Sprengeln zu wohnen, die Befugniß zuwies, über Verbrechen der Ketzerei zu urtheilen. Ein nach Orléans beschiedener Reichstag sollte die kirchliche Frage und die Finanzen regeln, wurde aber von den Guisen zum Sturze der Bourbons ausgebeutet, denen man die Verschwörung von Amboise zuschrieb. Prinz Condé und Anton von Navarra wurden verhaftet: jener sollte als Hochverräther hingerichtet, dieser gefangen gehalten werden, als des Königs plötzlicher Tod sie aus dem Kerker zu Macht und Ehre berief. In den immer wachsenden kirchlichen, finanziellen und politischen Verlegenheiten hielt der Hof für gut, eine Notablenversammlung nach Fontainebleau einzuladen (1560). Auf derselben überreichte Coligny am 21. Aug. zwei Bittschriften der Calvinisten („Deux requestes de la part des Fideles de France, qui desirent viure selon la reformation de l'Euangile, données pour presenter au Conseil tenu à Fontainebleau au mois d'Aoust MDLX“), in welchen diese den König ersuchten, ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier der Sacramente einzuräumen. Wie es von der Gesinnung und der Par-

teistellung des Cardinals von Lothringen, welche den unbedingten Zusammenhang des Königthums mit den Satzungen der katholischen Kirche erheischte, zu erwarten war, wurden die Bittschriften rundweg abgewiesen. Ein anderer, sehr wichtiger Vorschlag ging von Marillac, Erzbischof von Vienne, aus: er drang auf die Einführung einer Ständeverammlung zur Regelung der finanziellen, und einer Kirchenversammlung zur Regelung der religiösen Verhältnisse. Der König empfing einen sichtbaren Eindruck von der einleuchtenden Rede des Erzbischofs, und der Cardinal selbst ging auf den Vorschlag ein. Der Beschluß ward gefaßt, eine Nationalkirchenversammlung im Januar 1561 und schon einen Monat vorher, im December 1560, die Generalstaaten zusammentreten zu lassen; unverzüglich ergingen die Einberufungsschreiben. Aber der junge König, von dessen Einverständnis mit dem Cardinal doch alles abhing, starb eines plötzlichen Todes, noch ehe die Ständeverammlung eröffnet worden war. Die bisher zurückgebrängte Königin-Mutter, Katharina von Medici, trat während der Minderjährigkeit des neuen Königs und ihres zweiten Sohnes, Karl IX., an die Spitze der Regierung; Anton von Bourbon, als nächster Verwandter zur Regentschaft berechtigt, begnügte sich mit dem Range eines Generalstatthalters des Reiches und Vorsteher des Rathes. Ergrimmt über ihre Zurücksetzung, begaben sich die Guisen mit ihrer Nichte Maria Stuart nach Lothringen, von wo aus die letztere, um einen andern Thron zu besteigen, eine verhängnißvolle Reise antrat. In der Bretagne angekommen, wohnte sie in der kleinen Hafenstadt Roscoff in einem mit gothischen Bogengängen und einem weit ins Meer hineinragenden Steinpavillon versehenen Kloster, und von der diesem gegenüberliegenden kleinen Insel Bag schiffte sie sich, unter dem Geleite des Viceadmirals von Bretagne, Villegaignon, ein, um nach Schottland hinüberzufegeln. Trotz der aufslauernden englischen Schiffe, welche um die Insel herum den gefährdeten Thron der Elisabeth bewachten, gelangte die junge Witwe, mit dem herzlich empfundenen „Adieu, charmant pays de France“ auf den zarten Rippen, nach dem schottischen Firth of Forth, wo Villegaignon sie in dem Hafen von Leith unverfehrt ans Land setzte (1561).

Die kirchlichen Zustände in Frankreich waren, wie auch sonst in Europa, derart geworden, daß eine allgemeine Aufregung gegen dieselben sich bemerkbar machte. Die erste Gestalt dieser Wandlung in den Anschauungen der Menschen hob sich ab aus den Culturbestrebungen des Humanismus als eine Auflehnung innerhalb der katholischen Kirche gegen die Mißbräuche derselben. Viele Bischöfe betrachteten ihre Stellen als Pfründen ohne Pflichten, die niedern Geistlichen schmachteten in der tiefsten Armuth, das Volk lebte, ohne geeignete Seelsorger, in der ärgsten Unwissenheit oder in dem gräßlichsten Aberglauben. Der Humanismus griff die Aeußerlichkeiten an, ohne den eigentlichen Kern der Lehre im entferntesten zu berühren; aber er versetzte die gebildete Klasse nicht weniger als den großen Haufen in gewaltige Gärung. War es doch Briçonnet, Bischof von Meaux, einer der ersten, welche abweichende Lehren verkündeten. Man fing an zu beobachten und zu urtheilen, und die Fesseln, die die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte getragen, waren zu rasch zerbrochen, der Uebergang war zu schroff gewesen, daß die Menschen keine Zeit hatten, sich an die Ungebundenheit zu gewöhnen. Man sprang von dem Felde der theologischen Forschung in das schlüpfrige Gebiet der gesellschaftlichen Gestaltungen nur zu leicht hinüber, und wie man die Hemmnisse der Denkfreiheit am Gängelbände der antiken Meister niedergeworfen, so wollte man, in thörichter Geistesverwirrung, die Grundpfeiler der politischen Ordnung einreißen. Die Humanisten wurden Calvinisten, und da Staat und Kirche eng verwachsen waren, auch Gegner der staatlichen Zustände. Wie im Mittelalter eine gesellschaftliche Zersahrenheit bei fast unangefochtener Glaubenseinheit obwaltete, so erheischte der Drang der neuen Zeit eine feste Gliederung des gesellschaftlichen Lebens bei fortschreitender Zunahme der Glaubenszersplitterung: dort eine kaiserlich-päpstliche Oberherrlichkeit bei völliger Unselbständigkeit der einzelnen, hier eine rein politische Gewalt, die nur das höchste Anliegen der Gemeinschaft zu fördern berufen ist. Die Neuerung konnte sich nicht friedlich einbürgern. Die französische Regierung verfuhr gegen die Glaubensverbesserer, denn auch sie war Parteiregierung geworden, mit einer unerbittlichen Härte, die sich nur darin von der Raserei der spanischen

Inquisition unterschied, daß diese, von einer glaubensstolzen Bevölkerung getragen, anhaltend vorzugehen vermochte, jene aber dem scharfen Auge des protestantischen Auslandes Rechenschaft abzulegen und um das eigene Dasein, der zermalmenden Wucht des spanisch-habsburgischen Riesen gegenüber, schwer zu ringen hatte. So erging z. B., als der Parlamentsrath du Bourg hingerichtet wurde, an die protestantischen Fürsten in Deutschland die lügenhafte Entschuldigung, alles wäre wegen schlechter Rechtspflege geschehen.⁶⁵

Die Buchdruckerpresse hatte für die politische Opposition zu der Zeit, wo die Büchercensur den Mund der Freiheit knebelte und keine Tageszeitungen die Ereignisse besprachen, sowie keine Rednerbühne die Leidenschaften schürte, eine neue Kampfswaffe, die Flugschrift, geschaffen, welche, als Abglanz der augenblicklichen Stimmung, durch ihre unerwartete Erscheinung gleichsam eine Lücke der öffentlichen Meinung ausfüllte und mehr durch kernigen Inhalt als Formvollendung einwirkte: sie ist das untrügliche Bild der Volksempfindungen, der werdenden Thatfachen, der innigsten Gedanken der Menschen. Der Federkrieg der religiösen Parteien begann, als milder Ausfluß der humanistischen Bestrebungen, in sehr bescheidenen Verhältnissen und überschritt allmählich, als der Riß in der Kirche sich erweiterte und der Trieb nach politischen Umwandlungen kräftig erwachte, alle Schranken der Mäßigung und des Anstandes; dann erschienen die unflätigen Schmäh- und Brandschriften. Eine der ersten Flugschriften war die Rechtfertigung des Herodot von Heinrich Estienne, abgefaßt in zarter Ausdrucksweise, kaum mehr als ein mit reizender Schärfe durchdachter Schulaufsatz. Derber in Sprache und Gedanken ist der „Discours sur la servitude volontaire“, den La Boëtie zornvoll niederschrieb, als die Galgen den Aufstand von Bordeaux (1548) erstickten. Ferner gehört zu derselben Gattung die „Franco-Gallia“ von Franz Hotmann, welche im XVI. Jahrh. dieselbe Wirkung wie der „Contrat social“ von Rousseau im XVIII. Jahrh. hervorbrachte, und so ebenfalls die „Vindiciae contra tyrannos“ von Hubert Languet, wo das französische Königthum aufs ärgste beschimpft ward. So ging es immer weiter bis zu der wildesten Ausgelassenheit von protestantischer⁶⁶ wie von katholischer Seite. Die Guisard'sche

Partei strebte, die Herrschaft der römischen Hierarchie unter dem Deckmantel volksthümlicher Aeußerlichkeiten zu begründen, wie man aus den leidenschaftlichen Schriften eines Boucher⁶⁷ oder eines Louis d'Orléans⁶⁸ ersieht. Bekanntlich suchte eine gemäßigte Mitelpartei die unversöhnlichsten Gegner vor den Augen der Nation zu verdächtigen, indem sie bald die einen, bald die andern angriff; diese Arbeit, welche der edle L'Hospital anfang, sein Enkel Michel Hurault fortsetzte, fand mit der „Satyre Ménippée“ und der Thronbesteigung Heinrich's IV. ihren Abschluß.

An diesen Reibungen empfand ein streitsüchtiger Charakter, wie Villegaignon, besondere Freude; fortwährend trat er, als grim-miger Parteimann, in Wort und Schrift mit festem Muth auf. Freilich geschah jetzt manches ohne besondere Verschuldung von seiner Seite, denn er hatte die Angriffe abzuwehren, welche die von ihm in Brasilien arg mißhandelten genfer Geistlichen, wie Richer und Berg, aus lauter Rachbegierde gegen ihn richteten; aber manches unternahm er unaufgefordert, um den Häuptern der katholischen Partei immer neue Pfänder seines Glaubenseifers darbiehen zu können. Einmal versiel er auf den Gedanken, an Calvin oder vielmehr an den genfer Magistrat die Einladung zu einer theologischen Unterrebung ergehen zu lassen. Dieser Brief Villegaignon's, vom 13. Juli 1560, findet sich abgedruckt in dessen Schrift „Les propositions contentieuses entre le chevalier de Villegaignon et maistre Jehan Calvin concernant la verité de l'Eucharistie“ (Paris, A. Wechel, 1561): „Richer gab uns in Amerika einen Auszug der calvinistischen Lehre, den er als einen großen theologischen Schatz betrachtete, aber, näher angesehen, war die ganze Ausführ-ung eine Gotteslästerung, der gerade Weg zum Atheismus, obwohl Richer behauptete, nur der Heiligen Schrift und nicht denjenigen zu folgen, welche nach der Apostelzeit geschrieben haben. Ich fordere Richer auf, nach Frankreich zu kommen oder mir einen Ort zu bezeichnen, wo ich ungefährdet die Unwahrheit seiner religiösen Behauptungen beweisen könne. Und Calvin gegenüber bin ich bereit, dasselbe zu thun. Ich möchte ihm kurze Sätze aus seiner Lehre vorlegen, daß er sie vertheidigen möge, und wenn man mich für einen Lügner oder Verleumder erkenne, stelle ich mich Eurer

Entscheidung anheim, daß ich nach Eurem Gutdünken behandelt werde. Wenn man ihn aber des Irrthums überführe, so solle er in die Hände der katholischen Kirche gegeben werden, um das Urtheil derselben über sich ergehen zu lassen. Mir scheint die Ausführung dieses Vorschlages sehr leicht zu sein: zwei Katholiken und zwei Calvinisten bilden mit zwei lutherischen Gottesgelehrten das Schiedsgericht, und um die ungerade Zahl zu erzielen, wird der Magistrat oder Fürst zugezogen, der uns den Ort zur Besprechung anweise und die Geleitbriefe gewähre. Ich gebe Euch eine Frist von 40 Tagen zur Antwort.“ Es erfolgte keine Erwiderung. Ein anderes mal, da ihn Calvin jetzt so schnöde abgewiesen hatte, überfiel er mit einem plumpen Befehrungsversuche seinen frühern Mitschüler Simon de Brosnier, Pfarrer zu Loudun, der eben in einem Gefängnisse zu Tours schmachtete. Unbekümmert um diese Niederlage griff Villegaignon den calvinistischen Geistlichen Augustin Marlorat aus Lothringen an⁶⁹, der als Pastor zu Rouen ein offenes Schreiben zu Gunsten der neuen Lehre an die Königin-Mutter gerichtet hatte. In diesen gehässigen und erfolglosen Kämpfen, die doch die Signatur dieses Zeitalters sind, rief Villegaignon seine besten Kräfte auf, und wenn er auch gewissenhaft zu der Sache hielt, die schließlich den Sieg davontrug, so darf man doch gewiß behaupten, daß weder diese blinde Parteitreue ihm einen unbefleckten Namen in der Nachwelt sicherte, noch seine polemischen Schriften, die nur Rache athmeten und Groll erzeugten⁷⁰, den Glanz seiner Kriegsbeschreibungen und den Werth seiner militärischen Leistungen aufwiegen.

Inmitten des großen Parteihaders verhielt sich die Königin-Mutter, obwol sie der katholischen Kirche schwärmerisch anhing, anfangs doch ganz gleichgültig. Sie hoffte durch die religiösen Zerwürfnisse die Befestigung der königlichen Gewalt zu erzielen, und gestattete, um das Feuer des verhängnißvollen Zwiespaltes zu schüren, daß zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit Saint-Germain, ein Religionsgespräch gehalten wurde. Man beabsichtigte, indem man Lutherthum und Calvinismus einander gegenüberstellte, diesen dadurch zu entkräften, daß man die deutschen Lutheraner gegen die französischen Calvinisten aufhetzte. Nicht anders läßt sich

die Begeisterung des Cardinals von Lothringen erklären, der die Definitivität der Sitzungen durchzusetzen wußte. Vor der feierlichen Eröffnung der Versammlung fand ein Vorgespräch zwischen dem Cardinal von Lothringen und Beza statt. Beza war, nächst Calvin, der glänzendste Vertreter der calvinistischen Kirche: mit den Vorzügen eines adeligen Ursprungs verband er die Gaben, welche die Menschen am meisten einnehmen können. Er war von schönem Aeußern, er besaß große wissenschaftliche Bildung und hinreißende Verebtsamkeit. Ihm zur Seite stand der ehrwürdige Peter Martyr Vermigli, wie dem Cardinal von Lothringen später der Jesuitengeneral Vainez. Die eigentliche Eröffnung des Religionsgespräches erfolgte mit großer Feierlichkeit in Gegenwart der königlichen Familie, der Kronbeamten und der Ritter aller königlichen Orden. In der ganzen Pracht ihrer römischen Gewänder traten, begleitet von den namhaftesten Theologen des katholischen Frankreich, 6 Cardinäle und 36 Bischöfe auf. Ihnen gegenüber erschienen, in der prunklosen Kleidung apostolischer Demuth, nur mit dem hohen Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit geziert, folgende 13 calvinistische Schriftgelehrten: Theodor Beza, nach Calvin die geachtetste Autorität der neuen Kirche; der 50jährige Augustin Marlorat; Franz von Saint-Paul; Johann Rahmund Merlin, Kaplan des Admirals Coligny; Johann Malot; Franz von Morel, Hofkaplan der Herzogin Renata von Ferrara; Nikolaus Folion (La Vallée); Claudius von La Boissière; Johann Bouquin; Johann Virel; der 70jährige Johann von La Tour; Nikolaus des Gallars; Johann von l'Espine. Nach einer ehrerbietigen Ansprache an den König knieten Beza und seine Glaubensgenossen nieder und dann sprach Beza ein Gebet, dessen Worte auf die ganze Gesellschaft den tiefsten Eindruck hervorbrachte. Darauf begann er seine berühmte Rede, in welcher er sich und die Seinigen von jedem Vorwurf von Anmaßung, Groll und Streitsucht reinigte, die Abweichungen der neuen Lehre rechtfertigte und zu dem inhaltsschweren Punkte des Abendmahls gelangte. Hier, von der ungefesselten Gewalt der eigenen Begeisterung fortgerissen, ließ er die verfänglichen Worte entschlüpfen: „Wir glauben zwar allerdings, daß Christus im Abendmahl wirklich gegenwärtig sei, allein zu gleicher Zeit auch, daß der

wahre Leib, mit welchem er im Schoße der Jungfrau Maria umkleidet worden, so weit vom gesegneten Brote sei, als der Himmel von der Erde.“ Diese Sprache mißfiel den Lutheranern nicht weniger als den Katholiken, der Cardinal von Tournon verlangte die Aufhebung der Sitzung. In der nächsten Sitzung hielt der Cardinal von Lothringen die große Rede, welche der berühmte Theolog Claudius d’Espensa für ihn entworfen hatte; sie drehte sich vornehmlich um zwei Fragen: die Autorität der Kirche in Glaubenssachen und das Abendmahl, und war ausschließlich darauf berechnet, den begeisterten Beifall der katholischen Zuhörer einzuernten. Inzwischen traf, von dem spanischen Jesuiten Jakob Lainez begleitet, der päpstliche Legat, Cardinal Hippolytus von Ferrara, ein Sohn der Lucretia Borgia, ein und rieth seiner Partei, in Anbetracht der öffentlichen Stimmung mit aller Mäßigung zu verfahren. Er widersetzte sich nicht der Fortsetzung der Religionsverhandlung, wußte aber derselben eine solche Richtung zu geben, daß alles nur eitles Wortgefecht ward, und nach den Schmähungen, die der tobsüchtige Spanier Lainez ausstieß, an keine Ueberkunft, an keine Versöhnung mehr zu denken war.

Nach diesem misglückten Versuche eines religiösen Einverständnisses wurde im Januar 1562, auf L’Hospital’s Antrag, ein neues Edict verkündigt. Das war das meiste, was man unter den obwaltenden Umständen erlangen konnte, aber aus der Zerrüttung des französischen Staatswesens sog der Protestantismus frische Lebensluft ein. Gleichzeitig mit der kirchlichen Zusammenkunft von Poissy trat eine Ständeversammlung zu Pontoise zusammen, wo tiefgehende Reformen des Staates, wie Wählbarkeit der Richter, Verkauf des kirchlichen Vermögens, Staatsbesoldung für die Geistlichkeit, Einschränkung der königlichen Gewalt durch alle zwei Jahre einzuberufende Ständeversammlungen, von den weltlichen Ständen in Vorschlag gebracht wurden. Bestürzt durch solche Ansprüche, beeilte sich die Geistlichkeit, die Gunst der öffentlichen Meinung durch freiwillige Selbstbesteuerung (*Don gratuit*) im Betrage von mehr als anderthalb Millionen zu erkaufen, und zugleich vereinigte sich der Herzog von Guise mit dem Marschall von Saint-André und dem Connétable von Montmorency, um dem schrecklichen Gespenst der

Neuerung Einhalt zu gebieten. Diesen katholischen Edelleuten gesellte sich der unzuverlässige Anton von Navarra zu. Sein Gemüth war bereits der calvinistischen Lehre ziemlich entfremdet, als der päpstliche Legat, Hippolyt von Este, und der spanische Botschafter, Don Juan Manriquez de Lara, mit dem Vorschlage auftraten, daß wenn er mit päpstlicher Dispensation sich von seiner keizerlichen Gemahlin gesetzlich trennen lassen wollte, die Guisen ihm die schöne Königin von Schottland, Witwe Königs Franz II., sammt einem Königreiche verleihen würden. Da er aus Liebe zu seinen Kindern in die Ehescheidung nicht einwilligte, trugen ihm dieselben an, das kleine Béarn mit Sardinien unter gewissen Bedingungen zu vertauschen, und erinnerten ihn daran, daß er infolge der physischen Schwäche des Königs und dessen Bruders wahrscheinlich berufen sein würde, die Krone Frankreichs, die doch nur einem Katholiken gebühre, einst zu tragen. Durch solche listige Vorpiegelungen irregeführt, sagte sich der wankelmüthige Anton von Navarra von den Hugonotten los und verband sich mit der lothringischen Partei, während seine hochsinnige Gemahlin, Johanna von Albret, in ihrem kleinen Béarn getreu verharrte und Frankreich in ihrem Kinde Heinrich einen künftigen Helden aufzog. Es gab, sagt Baumgarten⁷¹, wol unter den Fürstinnen jener Zeit keine größern Gegensätze als Katharina von Medici und Jeanne d'Albret. Beide durch das Leben schwer geprüft, beide von treulosen Gatten übel behandelt, beide früh mit der Sorge für unmlündige Kinder beladen, beide in die Stürme einer wilden Zeit mit der Aufgabe gestellt, Mannes- und Königspflicht zu üben, aber von ähnlichen Schicksalen zu schroff entgegengesetztem Wesen gebildet. Die eine immer glatt, biegsam, nachgiebig, die andere streng, hart, ja schroff; die eine der Macht und dem Genuß, die andere der Pflicht und dem Dienst der Ueberzeugung ergeben; die eine, gegen Staat und Religion gleichgültig, nur danach trachtend, wie sie ihre und ihrer Kinder Macht im Strudel der religiösen und politischen Leidenschaften behaupten könne, die andere von ernstester, aber auch herbster Religiosität erfüllt, man möchte in einigen Beziehungen sagen ein weibliches Ebenbild Calvin's.

Jedoch den stärksten Rückhalt fand die katholische Partei in

Spanien, wo, wie immer, der halsstarrige Kampf des apostolischen Stuhles, Philipp II., auf seiner finstern Klosterburg bei Madrid, alle möglichen Anschläge ersann, um das Emporkommen des Protestantismus in Frankreich zu hemmen, denn er sah, daß die siegende Neuierung nicht nur den niederländischen Freiheitsbestrebungen Vorschub leisten, sondern auch den Besitz des spanischen Navarra, der sich bloß auf einen päpstlichen Spruch gründete, in Frage stellen würde. So wirkte alles zusammen, um jeden vernünftigen Fortschritt gewaltsam zu hintertreiben. Man steuerte dem Bürgerkriege entgegen, aus welchem der düstere Geist der Vergangenheit siegreich hervorging und der Begriff des modernen Staates den Irrungen der Volksseele nicht entkeimen konnte. Man begehrte jetzt auf dem friedlichen Wege einer ständigen Vereinbarung, was im J. 1789 eine blutige Staatsumwälzung zu Stande brachte; man weigerte sich jetzt, dem veredelnden Einflusse des Protestantismus die faulen Auswüchse des politischen Körpers aufzuopfern: zwei Jahrhunderte später erlagen die gesellschaftlichen Einrichtungen den wuchtigen Stößen des pöbelhaften Unglaubens. Deshalb heißt es mit vollkommenem Rechte, die französische Revolution von 1789 sei die zurückgetretene Reformation.⁷²

Das Blutbad, das die Guisen und ihr Gefolge auf dem Wege von Joinville nach Paris an den in einer Scheune zum Gottesdienste versammelten wehrlosen Calvinisten des Städtchens Vassy anrichteten, gab das Zeichen zum ersten Religionskriege, dem mit geringer Unterbrechung noch sieben andere folgten. Die höhrende Verletzung der gestatteten Glaubensfreiheit durch die blutige Gewaltthat von Vassy schrie um Rache. Bald war ganz Frankreich in zwei feindliche Heerlager getheilt, die einander mit heftiger Erbitterung bekämpften. Glaubenswuth, Leidenschaft und lange gehogter Groll trieben zu schaudervollen Greuelthaten. Vor der religiösen Idee traten die sittlichen Grundsätze zurück. Die Stadt Paris erklärte sich für die katholische Partei und empfing Franz von Guise wie einen König: vor einer solchen Rundgebung blieb Condé und seinem Anhange nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Eingeschüchtert von der wachsenden Macht der Guisen, suchte Katharina, durch eine Anlehnung an die Calvinisten, die Selbständig-

keit des Thrones zu retten. Von Fontainebleau aus, wo sie mit ihrem Sohne und dem Hofe sich aufhielt, ersuchte sie den Prinzen von Condé, die königliche Familie und die Freiheit des Staates gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die alles einem rücksichtslosen Ehrgeiz aufopfert. Aber ehe Condé zu irgendeiner Handlung schritt, hatten die Mitglieder des katholischen Triumvirats sie nach Paris abgeführt, wo man rundweg erklärte, daß ihr Antheil an der Regierung nur von der Standhaftigkeit ihrer katholischen Gesinnungen abhängig wäre. Katharina konnte sich den Klammern der Guisard'schen Gewalt nicht entwinden und mußte in allem willfahren. Allerdings wagte man noch nicht, das Edict vom Januar 1559 für ungültig zu erklären, aber indem man Paris und dessen Bezirk ausschloß, beschränkte man seine Wirksamkeit. Die hauptstädtische Bevölkerung war mit den Maßregeln der katholischen Partei völlig einverstanden; aber das übrige Frankreich sowie das protestantische Ausland beurtheilten die Verhältnisse von dem Standpunkte der calvinistischen Erklärungen. Condé behauptete, daß die Königin-Mutter und ihr junger Sohn, der Freiheit beraubt, den Geboten der Guisen Folge zu leisten hätten. Der Adel sowie die kleinern Städte, die sich alle bedroht fühlten, rüsteten sich in aller Geschwindigkeit, um die Gewissensfreiheit mit den Waffen zu vertheidigen. In England und Deutschland war man nicht weniger entschlossen, für die Rechte der protestantischen Kirche auf französischem Boden zu kämpfen. Der alte Landgraf von Hessen gab dem Marschall Rolschhausen Urlaub, mit ein paar tausend Reitern und ein paar tausend Hakenschilden nach Frankreich zu gehen. Die Unterhändler des Prinzen Condé hatten zu Hamptoncourt in England einen Vertrag mit der Königin Elisabeth abgeschlossen⁷³, wodurch diese gegen die Abtretung von Havre-de-Grâce, welches als Pfand für die im Frieden von Câteau-Cambrésis bedingungsweise verheißene Rückerstattung von Calais gelten sollte, sich, ohne auf ihre Ansprüche auf Calais zu verzichten, verpflichtete, 6000 Mann nach Frankreich zu schicken, von denen 3000 Havre besetzen und als eine Freistätte für französische Religionsflüchtlinge und Verbannte behalten, die übrigen 3000 zur Vertheidigung von Rouen und Dieppe den dortigen Magistraten und Befehlshabern zur Verfügung

gestellt werden sollten; ebenso wurden dem Prinzen 140000 Goldthaler für die Kriegsvorbereitungen bewilligt. Königin Elisabeth erklärte in einem Manifest, diesen Vertrag abgeschlossen zu haben, um eine England benachbarte Provinz gegen die Unterdrückung zu schützen, welche sie unter einem minderjährigen Könige und einer von den Guisen in Gefangenschaft gehaltenen Regentin der Religion wegen erleide, und um die Franzosen und ihren König bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten.

Im November 1562 war Condé also durch einheimische und fremde Hülfsmittel in den Stand gesetzt worden, im offenen Felde zu erscheinen und die Offensive zu ergreifen. Durch die Vermittelung der Guisen wurde Villegaignon dem Könige von Navarra, Anton von Bourbon, beigegeben. Zuvörderst wollte man die Calvinisten in der Normandie unterdrücken, denn hier hielten die Engländer Havre besetzt und Montgommery war in Rouen als Gouverneur eingesetzt worden. Das königliche Heer, 18000 Mann stark, griff Rouen an (October 1562). Der König von Navarra erhielt bei dem zweiten Angriffe einen tödlichen Schuß. Villegaignon wurde am Schenkel schwer verwundet und infolge dessen gezwungen, 20 Monate das Bett zu hüten. Er verließ das Frankfurter Lager erst am 25. Mai 1564 und reiste nach Plombières in Lothringen zum Curgebrauche.

Nach dem Tode seines Bruders, Anton von Bourbon, machte Prinz Condé noch höhere Ansprüche als bisher; an dessen Stelle forderte er jetzt, als Generallieutenant des Reiches anerkannt zu werden. Sein Wunsch war, gerade auf Paris loszugehen und die Sache durch einen großen Schlag zu entscheiden. Indessen hatten auch die Guisen Hülfsvölker an sich gezogen; ein paar tausend Spanier unter Pedro und Juan de Alcala; 4000 Landsknechte unter dem Obersten von Bettstein und Eidgenossen aus Luzern und den Waldstätten, welche kamen, um den König von Frankreich bei der alten Religion zu erhalten.⁷⁴ Durch geschickte Unterhandlungen verstanden auch die Guisen den Prinzen von Condé so lange aufzuhalten, bis alle ihre Truppen beisammen und auch die Befestigungen von Paris einigermaßen hergestellt waren. Der Prinz, dessen Umgebung von Anfang an seine Unterhandlungen nicht ge-

billigt hatte, sah doch endlich ein, daß er sich damit hatte hinters Licht führen lassen: er wandte sich jetzt nach der Normandie hin, wo der Kampf am heftigsten entbrannt war. Zum Theil war die Provinz wieder in die Hände seiner Gegner gefallen; aber schon langten die Engländer an, welche Geld und Mannschaften für ihn brachten. Er dachte Chartres zu überraschen, sich dann auf Pont de l'Arche zu werfen und die Plätze und Städte an den beiden Ufern der Seine einzunehmen. Der englische Gesandte, der bei ihm war, bestärkte ihn in diesem Vorhaben und trieb ihn dazu vorwärts. Aber eben dies wollten die katholischen Verbündeten ihm am wenigsten gestatten; unterwegs, in der Ebene von Dreux-Blainville, stellten sie sich ihm entgegen und am 19. December kam es dort an der Eure zu einem Zusammenstoß, dem ersten zwischen den beiden Parteien im offenen Felde. Diese Schlacht, wol die längste und heißeste von allen in diesen Bürgerkriegen, denn sie dauerte von 1 bis 5 Uhr nachmittags, blieb doch unentschieden; Montmorency wurde von den Hugonotten, Condé von den Katholiken gefangen; Marschall Saint-André und der Oberst der Schweizer, Gebhard Tammann, blieben auf der Walfstatt, und Franz von Guise fand, als er vor Orléans rückte, das die Calvinisten zu ihrem Lager erkoren, seinen Tod durch Mörderhand. Mit Unrecht beschuldigte der Thäter, Poltrot von Merey, im Wahnwitz der Folterpein die in Orléans anwesenden Häupter der Hugonotten, Coligny und Beza, der Mitschuld. Dieser Glaube einer Mitwirkung der Calvinisten an Guise's Ermordung fand, wie man aus einem Berichte des päpstlichen Nuntius in Paris, Antonio Maria Salviati, erfährt, in dem Hass Ausdruck, den die Witwe Guise's gegen den Admiral hegte. In der von Baumgarten⁷⁵ mitgetheilten Depesche Salviati's vom 2. Sept. 1572 liest man: „Der Admiral (Coligny) hatte sich während seines Aufenthaltes am Hofe so sehr beim Könige insinuiert, daß er gewissermaßen regierte, indem die meisten Dinge nach seiner Ansicht entschieden wurden, was Morvilliers, Grafen Reiz und andern mißfiel, der Königin-Mutter aber die größte Eifersucht erregte. Sie verhandelte heimlich mit Madame von Nemours (Guise's Witwe) und beschloß dieser Noth ein Ende zu machen und ihn tödten zu lassen. Und ehe man sich

dafür entschied, daß der Deutsche, der Zögling des alten Herrn von Guise, den Schuß thun solle, hatte Madame von Nemours darüber eine Unterhaltung mit ihrem Sohne, Herrn von Guise; da stachelte dieser sie an, sie solle auf den Admiral schießen, wenn er bei der Königin sei, auf einen, der sich dessen nicht vermuthe (und im Kreise der Damen müsse er doch allen Verdacht ablegen), sei es ja leicht einen Schuß abzufeuern.“

Gleich unheilswanger waren zwar für Calvinisten und Katholiken die Folgen dieser Schlacht von Dreux-Blainville; aber das Königthum zog den größten Nutzen daraus. Die Regentin befand sich in der angenehmen Lage, das Gesetz vorschreiben zu können, denn von den großen Parteiführern waren bereits Anton von Navarra und Saint-André umgekommen, Condé und Montmorency saßen gefangen. Sie versuchte, was sie immer vergeblich erstrebt hatte, eine Versöhnung herbeizuführen und veranstaltete zwischen Condé und Montmorency eine Zusammenkunft, welcher sie auch bewohnte, und nach wiederholt gepflogenen Unterhandlungen gelangte man endlich zu einem Einverständnisse, welches am 19. März 1563 zu Amboise in Form eines Edicts verkündigt ward: der protestantische Gottesdienst wurde in den Städten, wo er schon in Uebung war, gestattet, sowie ferner in jedem Amtsbezirke ein neuer Ort zur Ausübung desselben angewiesen; allen Edelleuten wurde das Recht zugestanden, mit ihren Unterthanen frei nach ihrem Bekenntniß zu leben. Nur in Bezug auf Paris und dessen städtischen Umkreis zeigte sich die Regentin, aus leicht verständlichen Gründen, unerbittlich: hier war die Ausübung der neuen Lehre streng untersagt. Diese billige Abkunft, welche den Umständen einer tiefgespaltenen Bevölkerung Rechnung trug, konnte, wie alles was Menschen thun, die Erwartungen jedes einzelnen nicht befriedigen, und wie unter den Calvinisten, so gab es auch unter den Katholiken viele, die aus schwärmerischem Glaubenseifer oder weil sie sich in ihren Hoffnungen einer raschen und glänzenden Laufbahn getäuscht sahen, ihr Misvergnügen laut kundgaben. Die unerwartete Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten konnte den ungestümen Ehrgeiz eines Bislegaignon nicht zufrieden stellen. Er beschloß, Frankreich nochmals den Rücken zu kehren, und kaum war er von seiner

bei Rouen erhaltenen Wunde genesen aber noch sehr schwach, in Plombières eingetroffen, als er an den Cardinal Granvella, der damals zu Bauboncourt, einer kleinen Stadt der Freigraffschaft, verweilte, folgendes Schreiben richtete: „Monseigneur, i'auré un desplaysir incroyable d'estre approché si prez de vous sans vous faire la révérançe et vous communiquer des choses passées en ceste sinistre et déplorable condition de temps, où Dieu m'a continuellement exercité en la compagnie de nostre prince, le pieux et saint François, duc de Guise, que Dieu, par sa misericorde, veuille absoudre.

„S'il n'i avoit aultre consideration que mon intérêt, ie ne fauldroye à vous aller trouver; car i'ay quieté tous les estatz et pensions que i'ay eu du Roy; ayant prins conngié de la Royne mère à Bar, dernièrement, ai dit tout hault que iusques à ce que le Roy soyt ennemi formel des ennemis de Dieu de son église, les Aygnos, c'est-à-dire, en langage de Suisse, rebelles et conjurés contre leur prince pour la liberté, ie ne porteré iamays armes au service dudit Seigneur, ce que ie veulx tenir et observer religieusement, et employer tout ce que Dieu a mis en moy à nuire ceste infélice et execrable secte. Je vous eusse volontiers communiqué de quelque mienne délibération, si vous n'eussiez trouvé mauveys mon aller par devers vous; mais i'espère que quelque iour vous le pourrez entendre. Je souhaite estre aymé et cogneu du Roy Philippe, comme i'ay esté de l'heureuse mémoyre de l'Empereur son père, pour m'aller reposer et consoler auprès de lui, attendant l'occasion que ie desire.

„Voicy le premier voyage que i'ay faict depuis la prinse de Rouen, où ie feux blessé d'une arquebuse en l'os de la giambe, en forçant le fossé que nous guasnastes, dont sont les nerfs encoires si debiles que ie ne peulx, sinon avec une douleur bien grande, aller ni à pied ni à cheval. J'espère m'en retourner d'icy iusques à Vic, qui est à Monseigneur le cardinal de Lorraine, pour disposer de nos affaires, et de là passer en Italie ou Allemagne à la diète, si ie vay

n'i perdre temps, pour respondre aux calomnies desquelles nos ennemis ont abreuvé les princes de l'Empire. Cependant, Monseigneur, ie supplie le Créateur vous donner en sainte heureuse et longue vie, l'accomplissement de vos saints et nobles desirs."

Villegaignon suchte durch die Vermittelung des Cardinals von Lothringen in den Dienst des großen Ketzerrüchters Philipp II. von Spanien oder des deutschen Kaisers Ferdinand I. zu treten. Um dieses Ziel noch schneller zu erreichen, wendete er sich nochmals an Cardinal Granvella, der ihn an den Vizekanzler des Deutschen Reiches, Dr. Seld, mit folgenden Worten am 3. Juni 1564 empfahl: „Le chevalier Villegaignon a esté aux bains de Plombières, prouchain d'icy, lequel m'a faict entendre qu'il se veult treuver vers sa Majesté Imperiale, en la première assemblée que se fera en l'Empire, pour faire cognoistre le mescompte auquel les Huguenotz français tiennent les princes du Saint-Empire et les ministres d'iceulx. Il désiroit sçavoir à qui il se pourroit adresser pour avoir accèz à sadicte Majesté, et ie luy ay dict qu'il print son chemin droict vers vous. Il est homme de guerre et de bonne volonté, et qui a ung fort beau style latin, et le vous recommande." Diese Enthüllungen, die Villegaignon so besonders betonte, scheinen nicht die ersohnte Wirkung hervorgebracht zu haben, denn in einem Briefe vom 27. Mai 1564 an Granvella theilt er diesem allerdings mit, daß er mit dessen Empfehlung nach Deutschland und dann nach Rom oder Venedig zu gehen beabsichtige, um im Spätsommer mit den Ordensgaleeren nach Spanien zum König Philipp II. abzureisen; aber er macht doch den Vorbehalt, daß, wenn die Königin-Mutter die Hugenotten ernstlich angreife und einen tüchtigen Feldherrn an die Spitze des katholischen Heeres stelle, er nach Frankreich zurückkehren werde; sollte aber dies nicht der Fall sein, so würde er, wenn Philipp II. auf göttliche Eingebung etwas für die Kirche unternehmen wolle, seinen Eifer und seine Ergebenheit für den spanischen König im Kampfe gegen die Hugenotten oder die Osmanen bethätigen, denn Karl V. habe ihm immer den Rath ertheilt „de ne pourter iamaiz armes sinon

contre les ennemis de nostre sainte religion“. Villedaignon ging wirklich nach Deutschland und Ungarn, aber nicht in der Eigenschaft, die er beanspruchte. Kaiser Ferdinand hatte auf dem Reichstage zu Preßburg die Krönung seines Sohnes Maximilian vornehmen lassen und mit dem Sultan einen Waffenstillstand auf acht Jahre geschlossen, als ihn in demselben Jahre der Tod ereilte (1564). Sein Nachfolger Maximilian II. hatte mit denselben Gegnern wie sein Vater zu kämpfen. Mit Zapolya währte der Streit fort und wendete sich, bei Schwendi's Anrücken, zu Maximilian's Gunsten, aber an einen festen Vergleich war nicht zu denken, solange der Sultan den Abtrünnigen seinen Schutz gewährte. Um diesen Wirren ein Ziel zu setzen, bot Maximilian alle seine Kriegsvölker auf, auch die, über welche er als Deutscher Kaiser gebot. Aber schon nahte der greise Suleiman mit einem ungeheuern Heereszuge, zuerst gegen Erlau, sodann gegen Szigeth, wo Nikolaus Zrinyi befehligte. Hier nun geschah jene erhabene Heldenthats, die dem Vertheidiger Szigeths den Tod, aber auch den Namen des ungarischen Leonidas brachte. 200000 Mann zählten die Türken, 2500 Mann war Zrinyi stark. Dieser und Szigeth fielen, aber auch 20000 Türken sanken in den Staub (8. Sept. 1566).

Als bei der Belagerung von Orléans Franz von Guise durch Poltrot de Merey hinterrücks mit vergifteten Kugeln erschossen wurde, folgte ihm in der Achtung und Liebe der katholischen Partei sein junger Sohn Heinrich von Guise. Um die Kriegskunst praktisch zu erlernen und seinen Geist durch Reisen auszubilden, besuchte er diesen ungarischen Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe, und Villedaignon fiel die Rolle zu, denselben als Hofmeister zu begleiten. Es sind noch zwei Briefe vorhanden, welche Villedaignon aus dem Feldlager unter Javarin am 11. und 13. Oct. 1566 an den Cardinal von Lothringen schrieb. Der eine enthält nur militärische Gerüchte über die wahrscheinliche Bewegung des osmanischen Heeres, aber der andere ist mit Klagen über den unruhigen Geist des ihm anvertrauten Guise erfüllt, welcher Venedig, Rom und Neapel zu besuchen wünscht und dessen jugendlicher Sinn und Vergnügungssucht Besorgnisse erregen. Er ertheilt

dem Cardinal den Rath, seinem Neffen keine Geldmittel mehr zu schicken und denselben unter lockenden Versprechungen nach Frankreich zurückzurufen, und fügt für sich selbst die Bitte hinzu, der Cardinal möge ihm eine Stellung in seinem Hause oder die Abtei Saint-Honorat in der Provence verschaffen.

Im Sommer des J. 1564 sehen wir also Villegaignon auf der Reise zum Deutschen Reichstage und im Herbst des J. 1566 in Ungarn in der Umgebung des jungen Herzogs von Guise, in dem die zahlreich anwesenden Franzosen ihren natürlichen Mittelpunkt fanden. In die Zwischenzeit 1565 fällt die Belagerung von Malta, der große Kampf, den der Johanniterorden mit Ruhm und Glück ausfocht, und der Gedanke liegt sehr nahe, ihn unter den dort thätigen Rittern zu vermuthen; doch vergebens sucht man seinen Namen bei den besten Geschichtschreibern des Ordens, wie Bosio und Porter. Nach dem Tode des Dmedes (1553) wurde der Franzose Claudius de la Sangle zum Großmeister erwählt, dem im J. 1557 der General der Galeeren Johann von La-Valette-Pariset in der hohen Würde folgte. Die Johanniter waren durch fortwährende Uebung und die unabwendbaren Anforderungen ihrer eigenen Lage, als vorgeschobener Posten der christlichen Welt, kühne Seeritter geworden. Mit ihren Galeeren belästigten sie unaufhörlich die osmanischen Kriegsschiffe, die nur in größern Abtheilungen auszufegeln wagten, nahmen die einzelnen Rauffahrteischiffe weg und machten fast jeden Seeverkehr unmöglich. Neben dem religiösen Eifer wirkte noch eine viel mächtigere Triebfeder, nämlich das Bedürfniß der Versorgung mit wohlfeilen Arbeitskräften, denn die ganze Wirthschaft des Ordens beruhte auf dem System der Sklaverei. Die großartigen Festungswerke, die ausgedehnten Hafenhauten, die weiträumigen Gräben von Malta geben noch heute Zeugniß von dem Schweiße der Unfreien. Aber was noch schmachlicher ist, sagt Porter, der Hauptsitz des Ordens war der größte Sklavenmarkt, der vielleicht je gesehen wurde; sein größtes Einkommen bezog der Orden aus dem Verkauf von Osmanen. Die Beute dieser verwegenen Seeritter, die die christliche Welt mit ihren Klagen über muselmännische Raubzüge erfüllten, bereicherte die einzelnen Mitglieder nicht weniger denn die Schatzkammer der Gesamt-

brüderschaft, und da es zuletzt schwer wurde, zwischen Christlichem und mohammedanischem Eigenthume zu unterscheiden, so plünderten die frommen Ritter mit erstaunlicher Unparteilichkeit türkische und nichttürkische Handelschiffe und führten ganz unterschiedslos deren Mannschaften in ihre Sklavenkerker ab. Der alte Sultan Suleiman beschloß das verhaßte Nest dieser lästigen Feinde zu bezwingen. Aus dem eigenhändigen Bericht, den La-Valette an Georg Bombast von Hohenheim, Schilling's Nachfolger in dem Großpriorat Deutschland, am 9. Oct. 1565 richtete, entnehmen wir, daß am 17. Mai desselben Jahres eine osmanische Flotte von 5 Galeeren und ungefähr 250 verschiedenen Fahrzeugen, mit 40000 Mann an Bord, im Angesicht der Insel Malta erschien: die Seemacht befehligte der Pascha Pyali, die Landungstruppen der Pascha Mustapha. Nachdem einige Tage mit den nothwendigen Vorbereitungen verfloßen waren, begannen die Türken die Beschießung des am Ausgange des Hafens gelegenen Fort Sant-Elmo. Nach einem heldenmüthigen Widerstande wurde, mit erheblichen Verlusten auf beiden Seiten, das Fort am 23. Juni zur Uebergabe gezwungen, und durch diesen Erfolg ermuntert, richteten nun die Türken ihre artilleristischen Angriffe gegen die Festung und Stadt San-Michele, ebenso wie gegen St Burgo, wo ihr besonderes Ziel die Basteien Castella und Lusitania waren. Es waren gewaltige Angriffe, mit sämtlichen Land- und Seekräften unternommen und von den mächtigsten Kriegswerkzeugen unterstützt; sie dauerten aber ohne erhebliche Fortschritte vier Monate lang, bis die Erschöpfung, der nahende Winter und hauptsächlich die Ankunft des Vicekönigs von Sicilien und spanischen Admirals Garcia de Toledo mit einem Entsatzheer von 10000 ausgesuchten Soldaten den Rückzug der Feinde veranlaßte.⁷⁶ Infolge des unbezwinglichen Widerstandes erhielt St Burgo den Namen Citta-Vittoriosa. Der Großmeister sah jetzt die Nothwendigkeit ein, eine neue Stadt zu gründen, wo die Herbergen ohne die Gefahr feindlicher Angriffe bestehen konnten. Der gewählte Ort war auf der Anhöhe Sceberras, und mit freiwilligen Geldbeiträgen gelang es dem päpstlichen Ingenieur Francesco Laparelli, den neuen Ordenshauptsiß anzulegen, der als Stadt La-Valette den Namen des Großmeisters verewigt hat.

Achter Abschnitt.

Die Schlacht von Dreux-Blainville schien dem französischen Königthume ganz neue Ausichten zu eröffnen: die gefährlichsten Parteihäupter waren, die einen ausgesöhnt, die andern von der Bildfläche der Begebenheiten plötzlich beseitigt worden, und obwol der König noch zu jung war, um selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, durfte doch die Regentin, jetzt frei von jeder Beeinflussung, ihren eigenen Willen durchsetzen. Ihre erste That war, daß sie den Frieden zu Stande brachte; die beiden Nebenbuhler, Condé und Montmorency, mußten sich dazu hergeben und das Bewußtsein davontragen, daß es jetzt eine königliche Macht in Frankreich gab. Hierauf erwarb sie sich das Verdienst, die wiedervereinigten Kräfte des Königreichs gegen Havre-de-Grâce zu führen. Die Engländer hatten glänzende Hoffnungen an diesen Besitz geknüpft, wenigstens meinten sie Calais dagegen wiederzuerlangen. New-Haven, wie die Engländer Havre nannten, fiel in die Hände der Franzosen zurück, und kaum war mit dem Grafen von Warwick der Uebergabevertrag unterzeichnet, als eine englische Flotte von 60 Schiffen mit Verstärkungen für die Belagerten ankam, aber nur noch den traurigen Dienst verrichten konnte, die überwundene Besatzung mit Waffen und Gepäck nach England zurückzuschaffen.

Die Regentin ging nun mit ihrem Sohne von Havre nach Dieppe, und in dieser Stadt, nachdem der katholische Gottesdienst wiederhergestellt war, ließ sie den jungen König, der eben in sein vierzehntes Jahr trat, vor dem Parlament am 17. Aug. für volljährig

erklären. Sehr wünschte der Kanzler l'Hospital, daß Karl IX. sich zu einem echten Herrscher bilde und durch Vereisung seines Reiches alle Verhältnisse genau kennen lerne. Diese Wünsche schlugen jedoch fehl, theils infolge fremder Einwirkung, theils durch die Persönlichkeit des Königs. Die guten Eindrücke, welche Amhot und seine bessern Lehrer auf ihn gemacht hatten, wurden an dem verdorbenen Hofe der Valois bald ausgetilgt, und die böse Seite seiner Natur trat überwiegend hervor. Die Reise durch Frankreich, welche Karl IX. im April 1564 mit seiner Mutter antrat, hatte im ganzen nur nachtheilige Folgen für den öffentlichen Frieden und vornehmlich für die Hugenotten. Jede kirchliche Partei hatte sich die ärgsten Frevelthaten zu Schulden kommen lassen, und das Elend Frankreichs war auf eine fast unglaubliche Höhe gestiegen. Wo die Hugenotten siegten, zerstörten sie Kirchen, Orgeln, Bilder, Altäre und Büchersammlungen, wie die herrliche Bibliothek von Clugny, plünderten die Geistlichen und prägten Geld aus den Kirchengeschätzen. Wo die Katholischen die Oberhand wiedergewannen, taufte und trauten sie von neuem, verbrannten die Bibeln, und kraft eines vom Cardinal von Lothringen errungenen Gesetzes, welches jedem einzelnen erlaubte, wider die Hugenotten Krieg zu beginnen, meinten sie das Aergste begehcn zu dürfen. Die Trümmer der von den Hugenotten, besonders im südlichen Theile des Reiches, zerstörten Kirchen und Klöster wurden mit tendenziöser Boshaftigkeit dem jungen Könige gezeigt, um seinen katholischen Glaubenseifer anzufeuern. Neben Zerstreuungen und Festen gingen auch geheime Unterhandlungen her, und im Juni 1565 fand zu Bayonne eine Zusammenkunft mit Katharina's Tochter, der Königin von Spanien, statt.

Der innere Friede war wiederhergestellt, und es wäre wol möglich gewesen, unter solchen Umständen neuen Ruhestörungen auszuweichen, hätte sich Frankreich gegen die Rückwirkungen des europäischen Religionsstreites abschließen können, doch es wurde mit in den Strudel hineingerissen. Die Tridentiner Kirchensynode hatte damit geendigt, jede Abweichung von den herkömmlichen Satzungen zu verpönen; sie gab diesen eine systematische Ordnung und der Hierarchie überhaupt eine Verfassung, wie sie noch niemals

gehabt hatte. Die Königin, die unablässig das Ueberwiegen einer Partei über die andere zu hindern suchte, trat überall vermittelnd auf; da ihr politischer Ehrgeiz nie vor ihren kirchlichen Ueberzeugungen zurücktrat, so war es ihr anerkanntes Ziel, das Gleichgewicht zu erhalten, gleichsam einen paritätischen Staat einzurichten. Dies aber wollte ihr keineswegs gelingen. Die Anhänger der herrschenden Kirche nahmen leidenschaftlich Stellung zu einem solchen Gebaren und wurden dazu durch den Einfluß der Jesuitenpredigt besonders entflammt. Es kam noch der nachtheilige Umstand hinzu, daß die Spanier, in Folge dynastischer Beziehungen, in der Lage waren, auf die französische Staatsleitung mächtig einzuwirken. In der kurzlebigen Glanzperiode der iberischen Völker ist das kirchliche Element die einzige Triebfeder ihrer Machtentfaltung, die Erstücker der Denkfreiheit von Andersgläubigen das einzige Bestreben ihrer innern und äußern Politik. Indem Philipp II. sich weigerte, der Königin-Mutter nach Bayonne entgegenzureisen, ließ er seine Gemahlin durch den rücksichtslosen Herzog von Alba zu der Zusammenkunft begleiten, wo dieser alles, sogar die schimpfliche Andeutung eines Dynastiewechsels gebrauchte, um die Valois von verhassten Zugeständnissen religiöser Duldung abzudrängen. Diesem Anstürmen vermochte Katharina nicht zu widerstehen, sie gab nach, sie wurde wider ihren Willen fortgerissen.

Die Zusammenkunft der beiden Königinnen zu Bayonne, anstatt die Freundschaft der beiden Kronen von Spanien und Frankreich zu befestigen, hatte im Gegentheil den Samen der Zwietracht zur Reife gebracht. Katharina's Argwohn gegen Philipp II. nahm zu, und die Hugonotten waren der Ueberzeugung, ihr Untergang wäre zu Bayonne vereinbart worden. Es trat noch der gefährliche Umstand hinzu, daß Philipp II. im Anfang des J. 1567 die verständliche Politik der Margarethe von Parma in den Niederlanden ganz beiseiteschob und, um die kirchliche Neuerung mit Feuer und Schwert auszurotten, den Herzog von Alba mit 10000 Soldaten abschickte. Die französischen Hugonotten glaubten, die spanische Bewegung gälte ihnen, und um nicht unvorbereitet von beiden Feinden erdrückt zu werden, faßten sie den Gedanken, diesmal zuvorzukommen und den Hof zur Entfernung des Cardinals von Lothringen

und zur Entlassung der eidgenössischen Truppen zu nöthigen.⁷⁷ An demselben Tage, dem 27. Sept. 1567, brach allenthalben die Bewegung aus. Während die entfernten Provinzen sich jede für sich selbst erhoben, trafen die Hugenotten aus den nächsten in Rothen-Brie zusammen und nahmen ihren Weg nach dem königlichen Hoflager, damals in Monceaux bei Meaux, welches sie bei der Vorbereitung zur Feier des Ordens vom heiligen Michael zu überraschen hofften. Noch zur rechten Zeit gewarnt, gelangte der Hof, unter dem Schutze von Ludwig Pfhyffer und dessen eidgenössischen Fußvölkern, unbehelligt nach Paris. Insofern war das Unternehmen der Hugenotten mißlungen, aber sie beherrschten allenthalben das Land, bedrohten die Hauptstadt, und den Cardinal von Lothringen hatten sie wirklich vom Hofe entfernt; während des Getümmels fand er Gelegenheit zu entfliehen und sich nach Reims zu begeben.

Nachdem der erste Anlauf mißglückt war, dachten die Hugenotten nicht mehr an eine Ueberrumpelung des Hofes, sie begnügten sich, diejenigen Zugeständnisse zu fordern, die zu ihrer Sicherheit unentbehrlich schienen. Aber inmitten der rechtgläubigen Hauptstadt fühlte sich der Hof schon nicht mehr so schwach, um ihnen nachgeben zu müssen; von der Geistlichkeit mit einigem Gelde unterstützt, konnte er in kurzem eine Streitmacht aus den Mauern von Paris gegen die Hugenotten ins Feld schicken. Der alte Montmorency hatte sich noch einmal dem Könige zur Verfügung gestellt. Am 10. Nov. kam es zu einem heftigen und blutigen Zusammentreffen bei Saint-Denis, wo die Hugenotten das Schlachtfeld verloren, aber auch die Katholischen die empfindlichsten Verluste erlitten. Es haben, wie Vieilleville bemerkt⁷⁸, weder die einen noch die andern, sondern der König von Spanien die Schlacht gewonnen. Montmorency starb einige Tage darauf an den Wunden, die er erhalten hatte. Condé zog sich nach dieser Niederlage gegen Montereau zurück, um Verstärkungen aus Guyenne und Poitou und die deutschen Hülfstruppen unter dem Befehle des Pfalzgrafen Johann Kasimir abzuwarten. Aber um Montereau zu erreichen, zog er an der Stadt Sens vorbei, wo Villegaignon als Gouverneur die militärische Leitung führte, und benutzte die Gelegenheit, um diese Stadt anzugreifen, wo er große Kriegsvorräthe und Lebensmittel zu er-

heuten hoffte. Villegaignon entsprach der Zuversicht der katholischen Partei, die ihm die Erhaltung dieses wichtigen Platzes zur Ehrensache gemacht hatte; von der Bürgerschaft von Sens, die im J. 1562 durch ein großes Gemetzel unter den Calvinisten das Zeichen zum Bürgerkriege gegeben hatte, aufs muthvollste unterstützt, bot er auch seinerseits alle Hülfsmittel der Kriegskunst auf, indem er keines milden Loses gewärtig sein durfte, wenn er in calvinistische Hände fiel. Die Vertheidigung von Sens wurde mit großer Umsicht und Energie geleitet, und Condé sah sich genöthigt, da auch eine katholische Entsatzungsmacht heranrückte, die Belagerung aufzuheben und auf Nogent zurückzuziehen (December 1567).

Jetzt wäre es nur auf die Königin angekommen, bedeutendere Streitkräfte in den Kampf zu führen. Der Herzog von Alba bot ihr an, mit einem Heere von 20000 Mann in Frankreich einzurücken und der ganzen Sache ein Ende zu machen. Man begreift es, wenn sie Bedenken trug, eine Gewalt nach Frankreich zu berufen, die ihr selbst Geseze vorgeschrieben hätte; aber unerklärlich scheint es, wenn sie nichts dagegen hatte, daß indeß in Deutschland für die Hugenotten geworben wurde und man diejenigen, welche mit den Rüstungen beschäftigt waren, aufforderte, solche als dem Frieden dienlich zu beschleunigen. Achtthalbtausend Reiter und ein paar tausend Mann zu Fuß drangen unter dem glaubenseifrigen Johann Kasimir von der Pfalz in Frankreich ein. Als hierauf, mit den Deutschen vereinigt, die Hugenotten sich gegen Chartres wandten und die Stadt ihren Angriffen erliegen zu müssen schien, entschloß sich der Hof wirklich zum Frieden, bestätigte aufs neue das frühere Religionsedict und übernahm sogar die Bezahlung der deutschen Hülfstruppen. So kam der Friede von Longjumeau zu Stande (März 1568). Als Preis seiner großen militärischen Dienste wurde Villegaignon mit der Auszeichnung beehrt, den Malteserorden am französischen Hofe zu vertreten, und mit seiner neuen Würde bekleidet, ging er nach Rom, um in dem Hause des Grafen Anguillara, seines frühern Bekannten von Algier her, einige Zeit der Ruhe zu pflegen. In einem Briefe aus Rom an den Herzog von Nemours vom 7. Jan. 1569 theilt Villegaignon mit, daß er auf besondern Befehl des Königs den Grafen von Anguillara

nach Rom begleitete und sich bei ihm aufhielt, um dessen Aufträge, im Interesse der französischen Krone, abzuwarten. Er preist den französischen Gesandten als einen äußerst gewandten Agenten, den der Papst Pius V. und der italienische Adel mit großer Auszeichnung empfangen, und verspricht ihn auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Dies war um so nöthiger, da der neugeschlossene Friede eine große Verstimmung bei den katholischen Mächten hervorgerufen hatte.

Bei den Unterhandlungen, welche den Frieden von Longjumeau einleiteten, verlangten die Hugenotten, was der Hof als eine Unwürdigkeit verweigerte, Sicherheiten für die treue Erfüllung der gemachten Zusagen, aber sie beschloßen nicht darauf zu bestehen. Die Deutschen zogen in ihre Heimat zurück. Es schien, als ob das Gleichgewicht der Parteien sich auch unter den allgemeinen Stürmen wiederherstellen würde. Allerdings die gemäßigten Mitglieder des Rathes, welche Zugeständnisse nothwendig fanden und ihr ganzes System darauf gründeten, der Kanzler L'Hospital und die Bischöfe von Limoges und Orléans, hatten den Frieden zu Stande gebracht, und diesen wäre ohne Zweifel nichts lieber gewesen, als daß er aufs genaueste beobachtet worden wäre; aber den Friedliebenden zur Seite saßen andere Männer, welche grundsätzlich jede Nachgiebigkeit verwarfen, zum Beispiel der Cardinal von Lothringen, welcher, nachdem die Gefahr vorüber war, seine Stelle im Rathe auch wieder eingenommen hatte. Diese fanden jetzt mehr Anklang als früher bei der Königin, die den Hugenotten ihre letzte Erhebung, die Nichtachtung der königlichen Würde, die sie dabei kundgegeben, die Verlegenheit, in welche sie den Hof gebracht hatten, nicht vergeben konnte. Auf's neue hatte König Philipp II. in rücksichtsvollen Ausdrücken seine Hülfe angeboten. In Alba's Schreiben erscheinen die starrsten Grundsätze religiöser und politischer Alleinherrschaft. Papst Pius V. sprach seine Mißbilligung über die geschlossene Abkunft in herben Worten aus und forderte den König auf, sein Reich von den Ketzern, zunächst den Hof von den verderblichen Rathgebern, mit denen er umgeben sei, zu reinigen. Unter diesen Umständen konnte sich die gemäßigte Partei im Rathe nicht behaupten, und eine gewissenhafte Ausführung des Friedens

war gar nicht zu erwarten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der andern Seite, gegenseitige Anklagen erfüllten die Gemüther mit neuer Zwietracht. Die katholische Partei übte wieder einen beherrschenden Einfluß auf die höchste Gewalt aus. Während die Hugenotten sich zerstreuten und nach Hause gingen, ließ sie — denn weder die Schweizer, noch die Italiener, noch die französischen Compagnien wurden entlassen — allenthalben die Städte und festen Plätze, sowie die Uebergänge über die Flüsse mit ihren Truppen unter ergebenen Anhängern besetzen. Als ihre nächste Absicht erschien es, die Häupter der Hugenotten voneinander getrennt zu halten und wenn nicht alle, wenigstens die zwei hervorragendsten, Condé und Coligny, aufheben zu lassen. Cardinal Chatillon, welcher sich zu Beauvais befand und überall von den Truppen des Königs umgeben war, gelangte, als Matrose verkleidet, in Treport zu einem Fahrzeug, das ihn nach England brachte, wo er als Bevollmächtigter seiner Partei bei der englischen Regierung dauernden Aufenthalt nahm. Condé und Coligny befanden sich zu Rogers, einer kleinen und schlecht befestigten Stadt an der Grenze von Burgund. Der Graf Tavannes, Lieutenant des Herzogs von Nemours, erhielt den Auftrag, diese Stadt, die keinen langen Widerstand leisten konnte, zu umzingeln, sodaß weder Condé noch Coligny sich durch die Flucht retten könnten. Aber, wie Davila erzählt, bot infolge der großen Hitze des Sommers die Loire, sonst ein großer und reißender Strom, so viele Furten dar, daß die calvinistischen Feldherren nebst einem geringen Gefolge dieselbe in der Gegend von Rouenne durchwaten und mit ihren Frauen und kleinen Kindern nach La-Rochelle entweichen konnten. Vieilleville hielt sich damals gerade in Poitou auf, um im königlichen Auftrage La-Rochelle zur Unterwerfung zu bringen, und ihm wäre es vielleicht nicht unmöglich gewesen, die Fliehenden abzufangen, wenn er es nicht verschmäht hätte, da noch kein wirklicher Kriegszustand eingetreten war.

Der Besitz von La-Rochelle war für die calvinistische Kirche von der höchsten Wichtigkeit, denn es war ihr sicherster Waffenplatz, ihr stärkstes Bollwerk und Zeughaus, das Karthago der Hugenotten, wie Versier sagt. Es war eine reiche Handelsstadt mit fruchtbarem Hinterlande, einem bequemen Seehafen und bedeutenden

Festungen versehen. Der Calvinismus war hier von einem aus Brasilien zurückgekehrten genfer Geistlichen, der die erste reformirte Gemeinde im J. 1556 gründete, eingeführt worden, und da die königliche Regierung ihre Besatzung zurückgezogen und den Bürgern die Bewachung der Stadt anheimgegeben, so hatte sich ein republikanisches Gemeinwesen, ein Ebenbild des genfer Staates, entwickelt. Die Lage der Stadt am Meere, die Nähe der reichen und stark bevölkerten Inseln Noirmoutiers, Jeu, Ré und Oléron boten alle Vortheile für die Vertheidigung dar, erleichterten die diplomatischen und militärischen Verbindungen mit den Glaubensgenossen im Auslande und sicherten ein vortreffliches Ausfallsthor für seemannische Unternehmungen gegen die katholischen Mächte. Von La-Rochelle gingen, wie von andern Küstenstädten, kleine Geschwader aus, die die französischen Kauffahrteischiffe wegnahmen und die unbefestigten Uferorte plünderten und brandschatzten, ebenso wie größere Flotten, die den Portugiesen und Spaniern den Seeverkehr unsicher machten. Sehr bedeutend war die Beute, welche diese kriegerischen Seefahrer heimbrachten.

Die Trauermär von Villegaignon's gescheitertem Versuche in Südamerika entmuthigte die edle Seele Coligny's nicht. Als Vaterlandsfreund vergaß er nie die großen wirthschaftlichen Anliegen Frankreichs, als Führer einer hart verfolgten Partei sann er beständig darauf, den Hugenotten auf dem jungfräulichen Boden Amerikas eine mächtige Schutzstätte zu gründen. Bei diesen Bestrebungen kam ihm allerdings der schwankende Sinn der Königin-Mutter sehr zu statten, welche nicht nur die spanische Einmischung in die innern französischen Angelegenheiten abzuwehren, sondern auch der calvinistischen Erbitterung einen für den Thron der Valois minder bedenklichen Spielraum zu eröffnen wünschte.

Der erste Versuch einer französischen Colonialanlage in Nordamerika wurde von Johann Ribault im J. 1562 ausgeführt, welcher nicht weit von der Mündung des Süd-Edistoflusses, in dem gegenwärtigen Staate Südcarolina, eine kleine Festung, Charlesfort, errichtete und dann nach Europa heimkehrte. Die kleine Besatzung von 28 Mann, die er zurückließ, konnte sich ohne Lebensmittel nicht lange behaupten, baute sich ein Schiff und segelte nach Frankreich

zurück (1563). Bald darauf unternahm es einer von Ribault's Gefährten, Renatus von Laubonnière, eine ordentliche Colonie anzulegen und schmückte, Karl IX. zur Ehre, die mit Wällen besetzte Stelle, wo er sich niederließ, mit dem Namen Carolina. Die neue Ansiedelung, wo schnell Miswirthschaft und Zwietracht gefährdend einrissen, war dem Untergange sehr nahe, und bereits gedachte Laubonnière selbst mit seinen Leuten zurückzugeseln, als am 28. Aug. 1565 Johann Ribault mit Verstärkungen ankam und den gesunkenen Muth der französischen Ansiedler aufrichtete. Leider erschien auch zu derselben Zeit ein spanisches Geschwader unter dem Befehl von Peter Menendes de Abila (1565), mit der Weisung, die Reiter zu vernichten und die französische Flagge von dem Gebiete zu entfernen, welches kraft päpstlicher Weltvertheilung der spanischen Krone zugefallen war. Die Franzosen versuchten in einem Seetreffen die Spanier zurückzuschlagen, aber sie unterlagen und Ribault fiel in spanische Hände. Nun wurde Carolina zerstört und die Besatzung niedergemetzelt. Laubonnière flüchtete mit einigen Gefährten in die Wälder und gelangte unter schrecklichen Drangsalen wieder nach Europa zurück; 200 französische Soldaten, die sich zu verschanzen suchten, wurden überwältigt. Die übrigen Franzosen, einige hundert an der Zahl, die für Hugenotten galten, wurden gemartert und aufgeknüpft, Ribault wurde geschunden und geviertheilt. Es ist nicht zu verwundern, daß solche Greuelthaten iberischen Uebermuthes entsprechende Wiedervergeltung hervorriefen. Es waren nicht nur Hugenotten, wie Chastelier-Pourtaut de la Tour, Jacques Soria (Sauri), Jean Capdeville, sondern auch Katholiken, wie Dominicus de Gourgues, ein Waffengefährte von Montluc, die für die Rechte der beleidigten Menschheit auftraten. Kapitän de Gourgues war schon in spanischer Gefangenschaft ein Galeerensklave gewesen (1566); jetzt suchte er am nordamerikanischen Gestade Rache für sich und seine erschlagenen Landsleute auszuüben (April 1568). Er nahm die Festung Carolina wieder, richtete ein großes Blutbad unter den Spaniern an und kehrte wieder nach Frankreich zurück.⁷⁹

Als der Generalstatthalter Brasiliens Men de Sá auf seine Entlassung drang, bestimmte König Sebastian einen por-

portugiesischen Edelmann Luiz de Vasconcellos zu seinem Nachfolger. Der neuernannte Statthalter und 69 Jesuitenmissionare, unter der Führung ihres Provinzialen Ignaz de Azavedo, gewesenen Rectors der portugiesischen Jesuitencollegien zu Lissabon und Braga, verließen im J. 1569 den lissaboner Hafen mit 7 Schiffen und 1 Caravele. Die Flotte segelte zuerst nach der Insel Madeira und von dort sollte sie nach Palma, einer der Canarischen Inseln, steuern, als ein französisches Geschwader von 5 Schiffen, unter dem Commando des Hugenotten Jakob Soria aus Dieppe, in Sicht kam. Die Portugiesen suchten dem Kampfe auszuweichen; aber Soria griff sie gegenüber der Insel Palma an, nahm das Schiff Santiago, auf welchem 39 Jesuiten nebst ihrem Provinzialen sich befanden, und ließ sie alle, bis auf einen Novizen, der noch nicht das Ordenskleid trug, am 16. Juli 1570 niedermekeln. Die andern Schiffe der portugiesischen Flotte setzten ihre Fahrt fort, wurden aber auf der Breite des Cap Santo-Agostinho von einem furchtbaren Sturm zerstreut und nach Cuba verschlagen. Mit großen Verlusten gelangte der Statthalter Luiz de Vasconcellos mit einem einzigen Schiffe und dem Ueberbleibsel der frühern Mannschaften zu einer der Azoreninseln, wo er sich mit 14 Jesuiten wieder nach Brasilien einschiffte. Kaum war er 14 Tage auf der See, als ihm ein anderes hugenottisches Geschwader, unter dem Befehl von Jean Cap de Ville, entgegenkam und das portugiesische Schiff gefangen nahm; der Statthalter sowie die 14 Jesuiten wurden getödtet.⁸⁰

Katharina ließ die Leitung des Kriegswesens ihrem Lieblingssohne Heinrich von Anjou übertragen. Dieser wünschte die Erneuerung des Krieges, in dem er wohlfeile Vorbern zu pflücken hoffte, und rückte, von verschiedenen katholischen Mächten unterstützt, gegen La-Rochelle. Der Papst ließ sich zu der seltenen Gunst bewegen, eine Veräußerung geistlicher Güter zu genehmigen unter der Bedingung, daß der Erlös zum Kriege gegen die Keger verwendet würde. Als der Krieg ausbrach, schickte er selbst ein Heer unter dem Commando von Sforza, Grafen von Santa-Fiore, zu welchem der Großherzog von Toscana 1000 Mann Infanterie nebst 200 Pferden unter dem Befehl von Fabiano del Monte stoßen ließ, über die Alpen mit dem Auftrag, sich vor jedem Verkehr mit den

Hugenotten zu hüten, und sobald von einem unfirchlichen Vertrage mit denselben die Rede sei, sich von den Franzosen zu trennen. Alba sendete ein Regiment von 3000 Wallonen und 300 Lanzen Flämänder, unter dem Commando des Grafen Peter Ernst von Mansseldt, nach Frankreich mit der Weisung, dahin zu wirken, daß das Beispiel, das er in den Niederlanden gegeben habe, auch dort befolgt werde. So ergriff eine allgemeine Bewegung Frankreich. Aus den französischen Verhältnissen allein ließe sich die Erhebung der Hugenotten im September 1567 nicht erklären, geschweige denn rechtfertigen: es war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden. Das empörende Verfahren der unsinnigsten Grausamkeit verleitete die Verfolgten zu den tollsten Thaten der Wiedervergeltung und erweckte in allen protestantischen Gemeinden ein allgemeines Mitleiden, welches schnell zu nachdrücklicher Hülfeleistung hinriß. In Frankreich ebenso wie in den Niederlanden brachte diese Erbitterung der Hugenotten eine katholische Rückwirkung hervor, die wiederum den Valois die leidenschaftliche Unterstützung ihrer Glaubensgenossen verschaffte. Die Nationalitätsunterschiede verwißchten sich, nur die Schranken der kirchlichen Ansichten trennten die Menschen. Im J. 1568 war der religiöse Streit hauptsächlich in den Niederlanden geführt, wo die kriegerische Ueberlegenheit Alba's jeden Widerstand niederzuschlug, während in Frankreich nur vereinzelte Zusammenstöße ohne nachhaltige Folgen stattfanden. Aber im J. 1569, als der Prinz von Dranien die Unmöglichkeit einsah, den Spaniern gegenüber das Feld in den Niederlanden zu behaupten, wälzte sich die Last des Kampfes nach Frankreich. Die Kräfte wurden aufs höchste angespannt. In den katholischen Staaten wurden große Summen durch freiwillige Beiträge von Privaten und Körperschaften gesammelt, und Philipp II. versprach, mit einer Sendung von 4000 Spaniern beizustehen; in den protestantischen Gemeinden opferten die Einzelnen ihre Habseligkeiten für das gemeinschaftliche Anliegen der Gewissensfreiheit, und Königin Johanna d'Albret bestürmte Elisabeth von England mit Bitten und Vorstellungen und erlangte, daß dieselbe nicht nur Schiffe, Getreide und Kriegsvorrath, sondern auch 100000 Dukaten zum Heeresunterhalt überschickte.

Bei dieser Entfesselung der Leidenschaften fanden die rührendsten Aeußerungen der Bereitwilligkeit, ebenso wie die widerwärtigsten Thaten der Zügellosigkeit statt. Man rüstete zu einer vermeintlichen Entscheidung und es gab in der Welt keine Gewalt, die mächtig genug war, die Mißhelligkeiten der Menschen zu beschwichtigen. Der Kampf ging los. Am 4. März 1569 wurde Villegaignon zum Militärgouverneur von Montereau ernannt. Auf seinem neuen Posten zeigte er sich nicht weniger klug und thatkräftig als früher, aber er fand keine Gelegenheit, irgendeine Handlung von militärischer Wichtigkeit zu verrichten. Er wandte sich in einem besondern Schreiben vom 4. März an die Herzogin von Ferrara, worin er dieselbe ersuchte, dahin zu wirken, daß die Hugenotten der königlichen Gewalt sich unterwerfen: „*Ne vouldriez contre le Roy favoriser telles entreprinses, ainsi que i'ay assuré mon dict seigneur et son conseil, ayant de si longtemps congnoissance de vostre vertu et zèle inestimable au lieu de la couronne. Je ne vous useray d'aultre langage persuasif de destourner si sinistres desseings, qui sont ceux de ces pauvres incensez, saichant que ce seroient parolles perdues et que de vous mesmes les aborrez et blasmer autant que le Roy pourroit souhaiter.*“ Aber den Hugenotten lächelte das Glück im offenen Felde nicht. Condé wurde unter sehr nachtheiligen Umständen zu einem Treffen unweit Barnac (Bassac), an der Grenze von Limousin genöthigt. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Truppen, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen und sein kleiner Haufen, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, obgleich ihm der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeit lang, auf der Erde kniend, das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblicke näherte sich ihm Montesquieu, ein Hauptmann von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tödtete ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.⁸¹ Ebenso wurde untern andern der tapfere Chastelier=Pourtant de la Tour kaltblütig ermordet, der,

eben in La-Rochelle mit seinem Geschwader eingetroffen, nicht ver-
säumt hatte, den Seinigen zu Hülfe zu eilen. Conde's Sohn und
der junge Heinrich von Navarra, dessen umsichtsvolle Mutter sich
ebenfalls nach La-Rochelle geflüchtet hatte, traten jetzt an die Spitze
der Hugenottenscharen, aber die Seele des Ganzen war der tapfere
Coligny. Ebendamals führte ein anderer Pfälzer, Herzog Wolf-
gang von Zweibrücken, den der Prinz von Oranien und seine beiden
Brüder, die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, begleiteten,
ein mit englischen Hülfsgebern zusammengebrachtes Heer über die
französische Grenze, aber das Glück war dadurch nicht wiederher-
gestellt. Im October 1569 wurden die Hugenotten in jener ein-
stündigen großen Schlacht bei Montcontour, in der die entgegen-
gesetzten Confessionen aus allen Völkern zusammentrafen, aufs neue
geschlagen. La-Noue und Jakob de Crussol (d'Acier) geriethen in
Gefangenschaft. Durch die Wuth der Schweizer wurde unter den
deutschen Landsknechten ein schreckliches Blutbad angerichtet: von
4000 retteten nur 200 das Leben. Allein schon waren die Huga-
notten zu zahlreich, zu gut in Ordnung, als daß sie durch solche,
wenn auch sehr harte Schicksalsschläge hätten unterworfen werden
können. Sie gründeten ihre besten Hoffnungen auf den Besitz von
La-Rochelle und gedachten von dieser mächtigen Burg her Poitou,
wo ohnehin der protestantische Adel die Oberhand behielt, ja
Guyenne zu besetzen, und hier, wenngleich immer unter Anerken-
nung des Königs doch ein selbständiges protestantisches Gebiet ein-
zurichten: eine Freistadt für alle, welche in dem übrigen Frankreich
keine Duldung mehr fänden.

Es lag sehr in der Natur der Sache, wenn das siegreiche ka-
tholische Heer nach der Schlacht von Montcontour vor allem diesen
Landstrich zu unterwerfen suchte. Einige Plätze nahm es leicht,
andere aber leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Die Huga-
notten waren stärker, als man gemeint hatte, und die Energie
dieser kriegerischen Haltung erweckte wieder Gedanken des Friedens.
Dazu kamen noch andere, aus der Lage der auswärtigen Verhält-
nisse entstammende Beweggründe. Ein so inniges Bündniß mit
Spanien, wie es jetzt zu bestehen schien und für die Fortdauer des
Krieges nothwendig war, ließ der Natur beider Staaten und

Nationen allzu sehr entgegen, um sich lange in der Gunst der öffentlichen Meinung zu behaupten. Die Franzosen glaubten, der Herzog von Alba hätte das Eindringen der Deutschen wol verhindern können, wenn er nur gewollt hätte; einige Aeußerungen des Herzogs über ihre Kriegsführung hatten sie beleidigt. Hauptsächlich aber wurden sie inne, daß die Fortsetzung des Krieges doch zuletzt nur dem König von Spanien nützlich werden könne. Dessen Ehrgeiz schien unermesslich zu sein. Er hatte den Gedanken, wenn es der katholischen Bewegung in England gelinge, die nunmehr dajelbst gefangen gehaltene Königin von Schottland zu befreien, sie alsdann mit seinem Halbbruder, Don Juan von Oesterreich, zu vermählen, an den dadurch auch Maria Stuart's Ansprüche auf die englische Krone mit der Zeit übergegangen sein würden. Nachdem Philipp II. die Niederlande unterworfen, schien er Schottland und England in Abhängigkeit von Spanien bringen zu wollen. Zugleich machte er den Vorschlag, seine geistreiche, aber nicht mehr junge Schwester mit dem jungen König von Frankreich zu vermählen: der Cardinal von Guise wurde deshalb nach Spanien geschickt. Wenn dies gelang, so würden alle diese Länder, wie Italien, unter den Einfluß und die Gewalt von Spanien gerathen sein. Unmöglich konnte dies der Königin Katharina gefallen, die ebenfalls einen lebendigen und höchst persönlichen dynastischen Ehrgeiz in sich trug, zumal da das Familienband, welches sie an Philipp II. knüpfte, zerrissen, die Königin von Spanien, ihre Tochter, bereits gestorben war. Auch die Guisen waren nicht dafür. Soviel man sehen kann, wäre ihnen Maria Stuart's Vermählung mit dem Herzog von Norfolk lieber gewesen als die von Spanien vorgeschlagene. Man glaubte am französischen Hofe wahrzunehmen, daß Spanien das französische Bündniß ausbeutete, um auf England einwirken zu können, dem sogar die Zurückerstattung von Calais in Aussicht gestellt wurde. Kurzum, die Verbindung der beiden Staaten, aus religiösen Rücksichten entstanden und wider die innern Feinde bestimmt, löste sich auf in Folge des Gegensatzes der auswärtigen Beziehungen. Selbst der Cardinal von Lothringen wirkte dazu bei. Außerdem war man zu der Ueberzeugung gekommen, weil die Hugenotten sich nicht unterdrücken ließen, müsse man den Landes-

frieden durch große Zugeständnisse erkaufen. Wenn das Wort des Königs bisher immer als vollkommene Bürgschaft gegolten hatte, so war das nicht mehr der Fall, seitdem der letzte Vertrag so leicht und eigenmächtig verletzt wurde: die Calvinisten forderten und die Krone gewährte ihnen in der That vier Sicherheitsplätze, La-Rochelle, Cognac, La-Charité und Montauban, wo alle ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten.

Die innern Mischelligkeiten hatten Frankreich an den Rand des Verderbens getrieben. Die königliche Gewalt war so geschwächt, daß sie nirgends mehr den schuldigen Gehorsam fand. Die Stimmung der Katholischen war sehr gereizt. Ungeachtet der vielen Niederlagen war die Macht der Calvinisten nicht gebrochen, denn sie besaßen eine solche Menge Städte und fester Plätze, für deren Belagerung, selbst wenn sie keine Truppen mehr hätten ins Feld stellen können, die Kräfte der königlichen Regierung nicht ausreichen würden. Nichtsdestoweniger boten die katholischen Mächte alle Künste der Ueberredung, alle Drohungsmittel auf, um das Zustandekommen des öffentlichen Friedens zu verhindern. Am meisten bemühte sich Philipp II., dessen Bevollmächtigter in Paris, der äußerst gewandte Don Frances de Alava, nicht nur König Karl IX., sondern auch die Königin-Mutter vor dem verderblichen Schritte der Gewissensfreiheit nachdrücklich warnte. Nur auf die Selbsterhaltung und die Befestigung der Macht ihres Hauses bedacht, wollte Katharina die spanische Verbindung nicht aufgeben. Dem Anschein nach waltete das herzlichste Einverständniß zwischen Spaniern und Franzosen noch ob, sie versprachen einander alle mögliche Hülfeleistung gegen empörte Unterthanen und Glaubensabtrünnige. Kaum war die spanische Königin Elisabeth todt, als ihre ehrgeizige Mutter um die Hand Philipp's II. für die andere Tochter, Margarethe, buhlte; aber vergeblich, denn die zweite Verschmägerung des Königs von Frankreich mit dem von Spanien sollte auf eine andere Weise platzgreifen. Philipp II. dachte für sich an die Erzherzogin Anna von Oesterreich, auch eine Auserwählte des Herzens seines unglücklichen Sohnes Don Carlos; für Karl IX., dessen Schwester Margarethe den portugiesischen König Sebastian heirathen sollte, war die andere Erzherzogin Isabella bestimmt.

Als Philipp II., sich anders besinnend, diese portugiesische Heirath vereitelte, entstand eine gründliche Verstimmung zwischen Frankreich und Spanien, und Katharina veranstaltete die Vermählung ihrer Tochter Margarethe mit dem jungen Heinrich von Navarra. Gegen diesen neuen Entschluß erhob sich ein wahrer Sturm der Entrüstung in der katholischen Welt. Der Papst fühlte sich veranlaßt, einen besondern Gesandten, den Cardinal Alessandrino, dem der Jesuitengeneral, Herzog von Gandia, beigegeben ward, nach Frankreich zu schicken, um diese Heirath zu hintertreiben und, wie vormals geplant war, Margarethe mit dem portugiesischen Prinzen zu vermählen. Das ganze Gewicht des Apostolischen Stuhls, der spanischen Krone und ihrer zahlreichen Trabanten hatte doch nichts vermocht: der Friede von Saint-Germain-en-Laye (August 1570) kam zu Stande und die valois-bourbonische Heirath wurde fest beschlossen und später, obwol unter schauderhaften Nebenumständen, vollzogen. Villegaignon sah, daß der Einfluß der Calvinisten im Steigen begriffen und Coligny die gebietende Macht in Frankreich war: er durfte vorläufig, bei der völligen Zerrüttung der katholischen Partei, nichts für die Sache hoffen, welcher er seine besten Lebensjahre aufgeopfert hatte. Aber in Rom fanden Verhandlungen statt, die den Abschluß des berühmten Bundes Venedigs mit Spanien und dem Papst Pius V. gegen die Osmanen und schließlich, am 7. Oct. 1571, den für die Katholiken glorreichen Sieg bei Lepanto herbeiführten. Selbstverständlich versagte Frankreich seine Mitwirkung, aber an dem Kampfe der Heiligen Liga war der Malteserorden unmittelbar interessirt, und Villegaignon beschloß nach Malta zu gehen. Vor seiner Abreise wollte er sich noch einige Erholung von den Kriegsstrapazen gönnen und ging deshalb in seine Comthurei von Beauvais bei Nemours. Am Dreikönigstage des 3. 1571 verließ er seinen Geburtsort Provins und langte ganz erschöpft in Beauvais an, wo er am 15. Jan. 1572 plötzlich entschlief. So hat ihm die Vorsehung die Befriedigung vorenthalten, ein Zeuge oder etwa ein Mithandelnder bei dem großen Blutbade der Bartholomäusnacht zu sein.

Numerkungen.

(Der Kürze halber haben wir die aus Leopold von Ranke's „Geschichte Frankreichs“ und aus Weber's „Weltgeschichte“ entnommenen Stellen nicht speciell bezeichnet.)

¹ L. Stein, „Finanzwissenschaft“, S. 134.

² Blanqui bei Max Wirth, „Grundzüge der Nationalökonomie“, I, 63 fg.

³ Auch L. Rhynchacenus genannt (1445—1535). Er war Bibliothekar des Königs Franz I.; der berühmte Budäus war sein Schüler.

⁴ Alciati aus Mailand bezog als Professor des römischen Rechtes zu Bourges die für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 1200 Goldthalern. Calvin war sein Schüler.

⁵ Wilhelm du Bellay (1491—1543), zu Montmirail geboren, war während seines thätigen Lebens als Krieger und Diplomat dem Könige Franz I. sehr nützlich. Er war Gesandter in Italien, England und Deutschland. Als General verteidigte er Piemont, dessen Vizekönig er seit 1537 war, gegen die Kaiserlichen. Er schrieb ein geschichtliches Werk: „Ogdoades“ (nach dem Vorbilde der Decaden des Livius), welches, mit Ausnahme des 5., 6. und 7. Buches (die sich in den „Mémoires“ von Martin du Bellay erhalten haben), verloren gegangen ist. Sein Bruder, Martin du Bellay, Generallieutenant des Königs im Herzogthum Normandie während der Abwesenheit des Dauphin, schrieb werthvolle Memoiren, die den langen Zeitabschnitt 1512—47 umfassen. Johann du Bellay (1492—1560) war königlicher Generallieutenant in der Picardie und Champagne, als Karl V. in die Provence einfiel, und ließ Paris verschanzen. Der berühmte Rabelais war sein Leibarzt. Er hinterließ nur apologetische Schriften ohne literarischen Werth. Joachim du Bellay (1524—60), ein Nefse des Cardinals du Bellay, wurde der französische Dvid genannt; er lebte meistens in Italien, wo er unzählige Sonette („Antiquités de Rome“, „Regrets“) schrieb.

⁶ Wilhelm Budäus (1467—1540) war der Wiederhersteller der griechischen Studien in Frankreich und Stifter des Collège de France für die gelehrten Sprachen, die er unter Lasaris gelernt hatte. Er war Privatsecretär des Königs Ludwig XII., Requetenmeister unter Franz I. und Prévôt des mar-

chands in Paris. Seine sprachwissenschaftlichen und juristischen Arbeiten sind noch heute sehr geschätzt.

⁷ Diese verdienstvolle Familie zählt verschiedene berühmte Mitglieder. Robert Estienne (1503—59), zu Paris geboren, bekannte sich zum Calvinismus und siedelte nach Genf über. Die Veröffentlichung seiner lateinischen Bibel nach der Uebersetzung des heiligen Hieronymus erweckte ihm die heftigsten Angriffe von seiten der Theologen der Sorbonne. Sein Hauptwerk ist das classische Wörterbuch „*Thesaurus linguae latinae*“. Heinrich Estienne (1528—98) war ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit und erstaunenswerthem Fleiße. Er leitete eine große Buchdruckerei und war zu gleicher Zeit ein gründlicher Philolog und ein scharfsinniger und populärer Dichter. Er gerieth in einen Streit mit dem genfer Magistrat wegen seiner „*Apologie d'Hérodote*“ und seiner Epigramme und reiste zur Erholung nach Montpellier zu seinem berühmten Schwiegersohn Casaubonus. Auf der Rückreise nach Genf starb er am Schläge in der Stadt Lyon. Seine französischen und lateinischen Schriften betreffen hauptsächlich französische Philologie, aber sein unsterblicher Ruhm ist die großartige Leistung „*Thesaurus linguae Graecae*“.

⁸ Isaak Casaubonus (1559—1614) gehörte einer französischen Familie an, die wegen der religiösen Verfolgungen unter Franz I. nach Genf auswanderte. Später siedelte Casaubonus nach England über, wo er starb und in der Westminsterabtei begraben wurde. Seine kritischen Ausgaben der alten Classiker mit philologischen Erklärungen haben noch heute großen Werth. Seine Tochter Maria hat sich auch im philologischen Fach hervorgethan.

⁹ Ueber Coligny's Leben ist viel geschrieben worden, aber die Hauptwerke sind: Franz Hotmann's „*Gasparis Colinii Castellonii, magni quondam Franciae amirallii vita*“ (1575); Sandras de Courtil's „*Vie de Gaspard Coligny*“ (Köln 1686); Comte Delaborde's „*Gaspard de Coligny, amiral de France*“ (3 Bde., Paris, Fischbacher, 1879—82). Diesen fügen wir bei: Eugène Bersier's „*Coligny vor den Religionskämpfen*“ (deutsch von Dr. Ehrard), eine geistreiche Schrift, welcher wir viel Belehrung verdanken.

¹⁰ Franz Rabelais (1483—1553) war ein unbeständiger Geist: zuerst Franciscaner, dann Benedictiner und Chorherr in der Abtei von Maillezais, dessen Bischof, den neuen Ansichten huldigend, einen Kreis von Gelehrten, wie Clement Marot, Johann Calvin und andere, um sich versammelte. Als die humanistischen Regungen in offenen Kampf gegen die römische Hierarchie ausarteten und religiöse Verfolgungen, wie die Hinrichtung von Louis Berquin, herbeiführten, ging Rabelais nach Montpellier, wo er der Arzneikunde oblag, und begleitete dann den Bischof von Paris, Johann du Bellay, nach Rom.

¹¹ Renata von Ferrara war eine Frau von gründlicher Geistesbildung, welche der Humanismus allmählich zu der kirchlichen Rennerung hinüberführte. Ohne das Salische Gesetz wäre sie, da ihr Vater, Ludwig XII., keinen männlichen Nachkommen hinterließ, Königin von Frankreich geworden. In ihrem dritten Lebensjahre wurde sie mit dem künftigen Karl V. verlobt, später sollte sie Heinrich VIII. von England oder den Markgrafen von Brandenburg heirathen, und schließlich wurde sie die Gemahlin des Hercules von Este, Herzogs

von Ferrara und Sohnes der Lucretia Borgia. Durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals wurde sie die Schwiegermutter des von Poltrot erdöchlten Herzogs von Guise.

¹² Jakob Amyot (1513—93) verbrachte seine Jugend in der bittersten Armuth. Als gereifter Mann wurde er, auf besondere Verwendung der Schwester Franz' I., Margarethe von Navarra, zum Professor für Griechisch und Latein an der pariser Hochschule ernannt, wo er bald durch seine Uebersetzung des Buches „Liebe des Theagenes“ und der Lebensbeschreibungen des Plutarch einen großen Ruf erlangte. Als ihm die einträgliche Abtei von Bellocane, wie es damals Brauch war, verliehen ward, sah er sich im Stande, ausschließlich seinen literarischen Arbeiten obzuliegen. Er besuchte Rom in Gesellschaft des Cardinals Tournon, vertrat die französische Kirche auf der Tridentiner Kirchenversammlung (1551) und wurde von Heinrich II. zum Lehrer der königlichen Prinzen ernannt. Die Dankbarkeit seines Schülers Karl IX. äußerte sich in verschiedenen Günstbezeugungen, er stieg zum Großalmosenier und Bischof von Auxerre empor.

¹³ Margarethe von Balais (1492—1561), die Schwester König Franz' I., gewährte an ihrem Hofe zu Nerac allen Verfolgten bereitwilligen Schutz. Sie ließ sich zu der neuen Lehre bekehren und wohnte den Predigten des ihr von Brignonnet, Bischof von Meaux, zugeschickten Michel d'Aranda fleißig bei. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Herzogs von Alençon, heirathete sie Albrecht, König von Navarra.

¹⁴ Das Quellenmaterial über Villegaignon's Leben ist sehr groß, aber in mancher Hinsicht lückenhaft. Allgemeine Lebensbeschreibungen finden sich in verschiedenen biographischen Wörterbüchern, in dem Werke von M. S. D. de Grammont bei Gelegenheit seines Wiederabdrucks von Villegaignon's Bericht über den algerischen Zug des Kaisers Karl V. und in Paul Gaffarel's „Histoire du Brésil français“, ein Werk, welches die Ergebnisse gründlicher Forschungen enthält und von uns häufig benutzt worden ist. Ferner besitzen wir die „Mémoires de Claude Haton“, der mit der größten Liebe und Verehrung manche Ereignisse aus Villegaignon's Leben bespricht. Félix Bourquelot, der diese Aufzeichnungen des frommen Pfarrers herausgab, hat denselben einige Briefe des Ritters beigegeben, welchen zwei andere in den „Papiers d'état du Cardinal de Granvelle“ (VIII, 660 fg.) hinzugekommen sind. Auffallend ist es aber, daß man bei den Geschichtschreibern des Johanniterordens (z. B.: „Histoire des chevaliers de l'ordre de St.-Jean, commencée par Pierre Boissat et achevée par Jean Baudouin, 1629, et par T. Naberrath“ 1659; Bosio, „Dell' Istoria della San-Militia di San-Giovanni“; Vertot, „Histoire des chevaliers de Malte“; Gauger, „Der Ritterorden des heiligen Johannes von Jerusalem oder die Maltefer“; Falkenstein, „Geschichte des Johanniterordens“; Porter, „History of the Knights of Malta“) so wenig Belehrung findet. Am häufigsten haben die protestantischen Schriftsteller, wenn auch nur vom Standpunkte des religiösen Gegensatzes, das Leben Villegaignon's behandelt: J. Crespin, „Histoire des martyrs persécutez et mis à mort pour la vérité de l'Évangile“; J. de Verv, „Histoire d'un

voyage faict dans la terre du Brésil". Die calvinistischen Schriftsteller, sagt W. Schomburgk, haben seinem Nachruhm geschadet, indem sie sattem an ihm gerächt, was ihre Glaubensgenossen von ihm haben erdulden müssen. Diese Seite seines Lebens hat eine ungebüßende und wenig wohlwollende Hervorhebung erfahren.

¹⁵ Bourquelot, „Mémoires“, S. 1095; Ribier, „Lettres et Mémoires d'état“, S. 302.

¹⁶ Bourquelot, „Mémoires“, S. 1101.

¹⁷ Bourquelot, „Mémoires“, S. 1108.

¹⁸ „De Bello Melitensi ad Carolum Caesarem. Nicolai Villegagnonis Commentarius.“

¹⁹ Ribier, „Lettres et Mémoires d'état“, II, 302—303.

²⁰ Der Reichsfürst Jürg Schilling kam auch zur Ehrenrettung von Valsiers nach Malta, und er war kein besonderer Franzosenfreund, wie sein Brief an Johann von Hattstein aus dem Jahre 1527, als er als Vorstand der deutschen Zunge nach Tripolis zur Befestigung kam, unzweideutig beweist: „Wir finden Malta als für den Orden gut gelegen, weil es unabhängig vom Könige von Frankreich ist. Ich meine dies wäre der beste Ort, nicht am terra firma liegend, für den Orden.“ (L. S., „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, 16. Juli 1886.)

²¹ Ribier, „Mémoires et papiers d'état“, II, 467.

²² George Duruy, „Le Cardinal Carlo Carafa, étude sur le pontificat de Paul IV“ (Paris 1883).

²³ Herbas, „Catálogo de las Lenguas“.

²⁴ Adeling und sein Nachfolger Vater, „Mithridates oder Allgemeine Sprachkunde“.

²⁵ Prichard, „Natural History of Mankind“.

²⁶ D'Orbigny, „L'homme américain“ und „Voyage dans l'Amérique méridionale“ (IV, 5).

²⁷ Martius, „Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens“ (München 1832).

²⁸ Wir beschränken uns auf die genaue Wiedergabe der ethnographischen Forschungen des der Wissenschaft leider so früh entrißenen Woldemar Schulze, „Natur- und Kulturstudien über Südamerika und seine Bewohner“ (Dresden 1867).

²⁹ Vgl. Eckart, „Zusätze zu Pedro Cudenas' Beschreibung der Länder von Brasilien“ (Münchberg 1798), S. 562.

³⁰ J. Nienhof, „Gedenkwaardige Brasiliaense Zee- en Lant-Reize, beneffens een beschrijving van gantsch Neerlants Brasil“ (Amsterdam 1682), Kap. 12.

³¹ „E. Federmann's und Hans Stade's Reisen in Südamerika in den Jahren 1529—55“, herausgegeben von Dr. Karl Klüpfel (Stuttgart 1859).

Hans Stade (von Homberg in Hessen, Bürger zum Wolschagen), „Warhafftig Historie und Beschreibung einer Landschaft der Wilden, Nacketen, Grimmigen, Menschenfreßer Leuthen, in der Newen welt America gelegen, in

Hessen unbenannt hiess auf diese 2 nechst vergangene jar. Da sie Hand Stade vom Homberg auss Hessen durch f. eygne erfahrung erkannt. Mit vorrede Jo. Dryandri, prof. medici zu Marburg" (2 Thele. in 1 Bd., Frankfurt a. M., Weygandt Han, 1516). Es gibt auch Exemplare mit der Bezeichnung: Marburg, bei Andres Kolben.

³² „Paesi novamente ritrovati e mondo novo da Alberico Vesputio Florentino intitulato.“ Diese Reiseberichte, von dem bekannten venetianischen Kosmographen und Kartenzeichner Alessandro Zorzi gesammelt, und nach dem an Francanzio da Montalboddo zu Vicenza im J. 1507 geschriebenen Widmungsbriefe zu schliesen auch in demselben Jahre gedruckt, wurden von Jobst Ruchamer, mit Hinzufügung anderer Reisebeschreibungen (des V. da Gama, Cadamosto, Petro de Sintra) unter folgendem Titel in Deutschland (1508) veröffentlicht: „Newe unbekante landte Und ein newe weltde in furz verganger zeythe erfunden.“ (Am Ende liest man: „Also hat ein endte dieses Büchlein, welches aus wellischer sprach in die dewtschen gebrachte vnd gemachte ist worden, durch den würdige vnd hochgelartchen Herre Jobsten Ruchamer der freyen Künste vnd argeueneien doctore. Vnd durch mich Georgen Stillsen zu Nürnbergk, Gedrückt vnd vollendt nach Christi vnsern lieben Herren geburde. MCCCCvij Jar, am Mittwoch Sancti Mathei, des heiligen Apostels abenthe, der do was der zweynzigste tage des Monats Septembris.“)

³³ Der vollständige Titel lautet: „Cosmographiae introductio cum quibusdam Geometriae ac Astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quattuor Americi Vespucij navigationes. Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quae Ptholomeo ignota a nuperis reperta sunt. Disthycon: Cum deus astra regat et terra climata Caesar, Nec tellus, nec eis sydera maius habent. Deodatae, 4 kal. sept. 1507.“

³⁴ Der Name Santa Cruz kommt schon vor auf der Charta marina Portugalensium (1504). Auf der Karte von Ruysch (1507) liest man schon: „Terrae Sanctae Crucis sive Mundus Novus“; ebenfalls bei Silvanius (1511) und bei Bened. Verdone's „Isolario“ (Impresso in Vinegia per Nicolo d'Aristotila, detto Zoppino 1521).

³⁵ Johann Schöner (geb. 1477 zu Karlstadt in Franken, gest. 1547 als Professor der Mathematik zu Nürnberg) verfertigte zwei Erdgloben: den einen im J. 1515, von dem noch zwei Exemplare zu Frankfurt a. M. und auf der Militärbibliothek zu Weimar vorhanden sind; den andern im J. 1520, der zu Nürnberg auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Er verfaßte auch, außer der Globuskarte mit dem Schiffscurse der Magalhães'schen Erdumsegelung (s. Anm. 38), verschiedene geographische Schriften: „Luculentissima quaedam terrae totius descriptio, cum multis utilissimis Cosmographiae iniciis“ (Nürnberg 1513), „Opusculum geographicum“ (Nürnberg 1533). Vgl. Franz Wieser: „Die Magalhães-Straße“ (Innsbruck 1881).

³⁶ Vgl. „Memoir on a Mappemonde by Leonardo da Vinci, being the earliest map hitherto known, containing the name of America:

now in the Royal Collection at Windsor. By Richard Henry Major" (London 1865).

³⁷ Vgl. Alexander von Humboldt's „Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent"; Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" und dessen „Geschichte der Erdfunde", und Sophus Ruge's „Zeitalter der Entdeckungen", dessen Forschungen wir besonders gefolgt sind.

³⁸ Vgl. die zwei Schriften von Ghillany: „Der Erdglobus des Martin Behaim vom J. 1492 und der des Johann Schöner vom J. 1520" (Nürnberg 1842), und „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim."

³⁹ Der lange Titel dieser berühmten Ausgabe ist folgender: „Ptolomaeus. In hoc opere haec continentur Geogr. Ptolomaei Schemata c. demonstrationib. correcta a Marco Beneventano o. Caelest. et Joa. Cotta Veronensi; figura de projectione sphaerae in plano; maxima quantitas dierum civitatum et distantiae locorum; planisphaerium Cl. Ptolomaei emend. a Marco Ben. o Cael., nova orbis descriptio ac nova Oceani navigatio qua Lisbona ad Indicum pervenitur pelagus; nova et universalior orbis cogniti tabula Joa. Ruysch Germ. elaborata; sex tabulae noviter confectae. Anno virg. partus 1508. Romae (Am Ende: Rom. noviter impr. per Bern. Venetum de Vitalib., expensis Evang. Tosino Brixiano, 8. Sept. 1507").

⁴⁰ Vgl. Kunstmann und Thomas, „Atlas zur Entdeckung Amerikas" (München 1859), und F. G. Kohl, „Die beiden ältesten Generalkarten von Amerika" (Weimar 1860).

⁴¹ Diese merkwürdige Erbschenkungsbulle hebt mit diesen Worten an: „De nostra mera liberalitate et ex certa scientia ac apostolicae potestatis plenitudine, omnes insulas et terras firmas inventas et invenientas, detectas et detegendas versus occidentem et meridiem, fabricando et construendo unam lineam a polo arctico, scilicet septentrione, ad polum antarcticum, scilicet meridiem, quae linea distet a qualibet insularum, quae vulgariter nuncupantur les Açores et Cabo-Verde centum leucis versus occidentem et meridiem . . . vobis haeredibusque et successoribus vestris Castellae et Legionis regibus in perpetuum tenore praesentiarum donamus." Franz I. von Frankreich rief, als er einmal von dieser Weltvertheilung sprach, aus: „Je voudrais bien qu'on me montrât l'article du testament d'Adam, qui partage le Nouveau Monde entre mes frères l'Empereur Charles V et le Roi de Portugal, en m'excluant de la succession."

⁴² Vgl. Barnhagen, „Geschichte von Brasilien", I, 30.

⁴³ Vgl. Giov. Battista Ramusio, „Delle navigazioni e viaggi", I.

⁴⁴ Herrera (dec. I, lib. IV, cap. 6): „A 26 de Enero descubrió tierra, bien lexos, i esto fué el Cabo, que aora llaman de San-Augustin, al qual llamó Vicente Yañez Cabo de Consolacion i los Portugueses dicen la tierra de Santa-Cruz i aora del Brasil."

⁴⁵ Saffluyt, III, 498.

⁴⁶ Karl V. wusste zu Valladolid, als er die Kunde erhielt, daß von den

265 Männern, die mit 5 Schiffen unter Magalhães' Befehl abgeseilt, 18 in Sevilla angekommen waren. Der Kaiser ließ dieselben zu sich nach Valladolid kommen, und die mündliche Erzählung ihrer Abenteuer wurde von dessen Secretär Maximilianus Transylvannus und ebenfalls von dem apostolischen Protonotar, Peter Martyr de Anghiera, niedergeschrieben. Dieser richtete seinen Bericht an Papst Adrian, aber die Handschrift ging leider verloren; jener aber bestimmte die Mittheilung für seinen väterlichen Freund, den Cardinal-Erzbischof von Salzburg, und ließ dieselbe zu Köln, als er dahin kam, drucken (Maximilianus Transylvannus, „De Molocis insulis itemq. aliis pluribus mirâdis, quae novissima Castellavorum nauigatio Sereniss. Imperatoris Caroli V auspicio suscepta, nuper invenit. Maximiliani Transylvani ad Reuerendiss. Cardinalem Saltburgensem epistola lectu perquam jucunda“ (Coloniae in aedibus Eucarii Cernicorni. Anno virginiei partus MDXXIII, mense Januario). Vgl. Lord Stanley of Alderley, „The first voyage round the world by Magellan“ (London 1874).

⁴⁷ D'Abzac, „Declaration du voyage du capitaine Gonville et ses compagnons es Indes, et recherches faites au dit voyage baillées vers justice par le capitaine et ses dits compagnons, iouste qu'on requis les gens du Roy nostre Sire et qu'enioint leur a esté.“

⁴⁸ Diese merkwürdige Zeitung wurde von Falkenstein auf der dresdener Bibliothek entdeckt und Alexander von Humboldt mitgetheilt. Man hat mit einigem Erfolge eine feilschriftliche Entzifferung derselben bewerkstelligt. Vgl. Sophus Ruge, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, und Barchnagen, „Geschichte von Brasilien“, I, 434.

⁴⁹ Diogo de Gouvea wohnte regelmäßig in Paris, wo er Rector des Collège de Sainte-Barbe war, einer weltbekannten Bildungsanstalt, in welcher die Grönder des Jesuitenordens ihren Schulunterricht empfangen hatten. In Angelegenheiten der französischen Rheberbeschwerden hatte er bereits seinem Vaterlande erspriessliche Dienste geleistet. Er wurde nachher Professor der Theologie und Rector an der Universität zu Coimbra.

⁵⁰ Pero Lopes de Sousa verzeichnete ausführlich alle Vorkommnisse dieses Seezuges in einem sogenannten „Diario“, welches der Geschichtschreiber Barchnagen (Vicomte von Porto-Seguro) mit werthvollen Erläuterungen herausgab. Pero Lopes begleitete nachher Kaiser Karl V. auf dessen Kriegszug nach Tunis, ging dann nach Indien, wo er bei Madagaskar den Tod in den Wellen fand (1539).

⁵¹ Diese französischen Rheber hießen: Ivoon Cretugar, Jean Bureau, Jean Jamet, Guerret Mathurin Tournemouche.

⁵² Ueber diese merkwürdige Episode vgl. den Aufsatz von Barchnagen: „O Caramurú perante a Historia“ („Revista do Instituto Historico do Rio de Janeiro“, X, 129).

⁵³ Vgl. Ferdinand Denis, „Le génie de la navigation“.

⁵⁴ Die Verschenkung des brasilianischen Gebietes an die Donatare, die sogenannten Capitania's, war eigentlich ein Versuch der Wiederherstellung des mittelalterlichen Lehnwesens in seiner schroffsten Gestalt. Zwölf Territorial-

herren, mit den weitgehendsten Vorrechten ausgestattet, erhielten die ganze Bodenfläche des heutigen Kaiserreiches. Dieser Versuch gelang nur theilweise.

⁵⁵ Vgl. Ferdinand Denis, „Une fête brésilienne“ (Paris 1850).

⁵⁶ Ulrich Schmidel beschrieb seine Erlebnisse in einem deutschen Werke („Warhafftige Historien, einer wunderbaren Schifffart, welche Ulrich Schmidel von Straubing von a. 1534 bis a. 1554 in Americam od. Neuwewelt, bei Brasilia vnd Rio della Plata, gethan“), welches in der lateinischen Uebersetzung, nach dem Brauche der Zeit, folgenden weiltäufigen Titel bekam: „Vera historia admirandae ejusdam navigationis, quam Huldericus Schmidel, Straubigensis, ab anno 1534 usque ad annum 1554, in Americam vel novum mundum, juxta Brasiliam et Rio della Plata, confecit. Quid per hosce annos 19 sustinuerit, quam varias et quam mirandas regiones ac homines viderit. Ab ipso Schmidelio germanice descripta; nunc vero emendatis et correctis urbium, regionum et fluminum nominibus. Adjecta etiam tabula geographica, figuris et aliis notationibus quibusdam, in hac forma redacta“ (Nürnberg 1599).

⁵⁷ Thevet, „Cosmographie universelle“, S. 909. Dieser Thevet, von armen Aeltern zu Angoulême im J. 1502 geboren, war ein Mönch, der von dem unwiderstehlichen Triebe erfaßt, die Welt zu sehen, nach Italien ging. Hier machte er zu Placentia die Bekanntschaft des Cardinals Johann von Lothringen, der ihm die Mittel verschaffte, das Morgenland zu besuchen. Nach einer 17jährigen Abwesenheit kehrte er nach Frankreich zurück und wurde, auf besondere Verwendung des nämlichen Cardinals, Villegaignon's Geschwader beigegeben. Er hielt sich einige Monate in Brasilien auf und besuchte das La-Platagebiet. Im J. 1557 von Südamerika heimgekehrt, wurde er Almonsenier der Königin-Mutter und Kosmograph König Karl's IX. Er nahm den Ruhm der Einführung des Tabacks in Frankreich gegen den französischen Gesandten in Portugal, Johann Nicot de Villemain, für sich in Anspruch. Seine Schriften, die keinen wissenschaftlichen Werth haben, sind: „Cosmographie du Levant“, „Singularitez de la France antarctique“ (Paris 1558) und die mit dichterischen Empfehlungen (von Ronsard, Joachim du Bellay, Anton de Baif, Estienne Jodelle und unzähligen andern) reichlich versehene „Cosmographie universelle, illustrée de diverses figs. des choses plus remarquables veuës par l'auteur et incogneuës de noz anziens et modernes“ (Paris 1575).

⁵⁸ Vgl. „Copie de quelques lettres sur la navigation du chevalier de Villegaignon ès terres de l'Amerique oultre l'Æquinoctial, iusques soubz le tropique de capricorne; contenant sommairement les fortunes encourues en ce voyage avec les mœurs et façons de vivre des sauvages du pais: envoyées par un des gens dudict seigneur“. Diese Briefe wurden zum ersten mal in Paris bei Martin-le-Jeune (1557) gedruckt, erschienen dann in lateinischer Uebersetzung („Exemplar duarum litterarum quibus breviter explicantur et navigatio Villegagnonis et mores etc. scriptae ad flumen Guanabarae a quodam e Villegagnonis domesticis“) in der großen Sammlung von de Bry („Americae Descriptio“, III,

285—295) und wieder in französischer Sprache bei Ternaux-Compans („Archives de Voyages“, I, 102).

⁵⁹ Das kleine Eiland Lage (bei den Franzosen Mattier), 100 m lang und 60 m breit, ist heutigentags stark befestigt. Die Insel Serigipe (jetzt Ilha de Villegagnon genannt) mißt 550 m in der größten Länge und 150 m in der größten Breite bei einem Flächeninhalte von 1300 m; zwischen den äußersten Punkten ist die Richtung NO.-SW.

⁶⁰ Dieses geistreiche Buch: „Histoire d'un voyage fait dans la terre du Brésil“ (1577) erweckte großes Interesse und überall wurden neue Ausgaben (La-Rochelle 1578, Rouen 1577, Genf 1580, La-Rochelle 1585, Paris 1586) veranstaltet. Die älteste deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: „Schiffart in Brasilien in America durch Joh. Verium (gedruckt zu Frankfurt 1593) mit einer Kbschrift zu Ehren J. Verii.“ Sie ist, wie die im J. 1794 zu Münster gedruckte Ausgabe nach der lateinischen Uebersetzung verdeutscht worden. Nach seiner Rückkunft konnte sich Verum den religiösen Streitigkeiten nicht entziehen, die Frankreich damals zerfleischten. Er schrieb noch ein kleines Buch: „Histoire de l'assiege de la Ville de Sancerre“, welches chronologisch der „Schiffart in Brasilien“ im Druck vorausging. Sein Freund, der alte Peter Richer, den Calvin wegen seiner glänzenden Uebersetzungsgabe besonders hochschätzte, blieb als Prediger in La-Rochelle bis zum Jahre 1577 thätig.

⁶¹ Die Jesuiten leisteten der portugiesischen Besitzergreifung großen Vor- schub. Außer Aspilcueta Navarro, Nuy Pereira, zeichnen sich in dieser ersten Hälfte des XVI. Jahrh. Manuel da Nobrega und Anchieta aus. Vgl. Seb. Veretarius („Vita Josephi Anchietae, in Brasilia defuncti. Ex Lusitanico Pet. Roterigi s. J. Col. Kinchius“, 1617) und Longaro degli Oddi anon. („Vita di Giuseppe Anchieta, detto l'apostolo del Brasile cavata da processi autentici formati per la sua beatificazione“. Roma, Stamp. Komarek, 1738). Bekanntlich wurde Anchieta nicht heilig gesprochen, weil er bei der Erkenkung eines bekehrten französischen Calvinisten mit eigener Hand behilflich war.

⁶² Wie oben gesagt, waren die Temininen Bundesgenossen der Portugiesen, und deren Führer Ararigboia erhielt, als Lohn für seine Verdienste um die portugiesische Eroberung, ein Jahresgehalt von 11000 Reis und den Christusorden. Ararigboia war zuerst mit den Seinigen an dem Orte auf der Westseite des Hafens angesiedelt, welcher eine kleine Bucht bildet und gegenwärtig Alerrado heißt; nachher wurde er auf die Ostseite des Hafens an den San-Pourençoberg verpflanzt. Einmal rettete er den Gouverneur von Rio, Salvador Correia de Sá, vom Wellentode, und er selbst ertrank nicht lange nachher im Hafen, bei der kleinen Insel Mocangue, vor seinem eigenen Dorfe.

⁶³ Wappäus, „Das Kaiserreich Brasilien“, S. 1749.

⁶⁴ In seinem Werke „Histoire de l'Estat de France, tant de la république que de la religion, sous le règne de François“ (II, 267) sagt der zuverlässige und sehr unparteiische Regnier de la Planché: „Entre

les autres, Villegaignon, homme de nature cruelle, barbare et sanguinaire s'il en fust iamais au monde, s'estant présenté à tout faire pour ces gens dès le temps du feu roy Henry, pensant avoir trouvé matière propre pour se venger de ceux qui avoyent publié ses cruautés, commises du temps de Henry en l'Amerique, accompagnant le grand prier, frère des susdicts, dressa devant ce tumulte une fantastique guerre navale, comme s'il eust esté question de résister à une grande et puissante armée, et rendre par icelle la rivière de Loyre tellement inutile, que l'eau n'eut pas seulement servi à abreuver les chevaux de l'ennemi. Mais ceci commencé avec grande despense, fut tellement trouvé ridicule, que le tout tourna à leur mocquerie et confusion."

⁶⁵ Aubigné, „Histoire universelle“, I, 122.

⁶⁶ J. B. die von Franz Hotman gegen den Cardinal von Lothringen (1561) geschriebene: „Epistre envoyée au Tigre de la France, Satyre sur les Gestes Mémoires des Guisards“ (das einzige noch vorhandene Exemplar entging dem communistischen Brande des Hôtel-de-Ville und erschien im Druck 1875 durch die Bemühungen von Charles Nobier). Ebenso: „La France-Turquie; Discours merveilleux de la vie, actions et déportements de la reine Catherine de Medicis etc.“

⁶⁷ Boucher, „La Juste abdication de Henri III; Vie et faits notables de Henri de Valois, tout au long, sans en rien requérir, où sont contenues les trahisons, perfidies, sacrilèges, exactions, cruautés et hontes de cet hypocrite et apostat.“

⁶⁸ Louis d'Orléans, „Avertissement d'un catholique anglais aux catholiques français.“

⁶⁹ Anlaß zu heftiger Erwiderung fand Villegaignon in Marlorat's kleiner Schrift: „Remonstrance à la Royne mère par ceux qui sont persecutez pour la parole de Dieu“. Als Lyon von den Katholischen eingenommen wurde, trat, nach achttägiger Plünderung, die parteiische Thätigkeit der Gelehrten ein; das erste Opfer war Augustin Marlorat.

⁷⁰ Wir zählen hier die meisten Schriften auf, die von Villegaignon's Feder herrühren:

a. „Caroli V Imperatoris Expeditio In Africam Ad Argieram per Nicolaum Villagagnonem Equitem Rhodium Gallum. Ad D. G. Bellaium Langaeum Subalpinarum Gentium proregem et primi Ordinis Equitem apud Christianissimum Francorum regem“. Die Ausgaben des Buches sind sehr zahlreich, noch im J. 1542 wurde es in fünf Ausgaben (Paris, Straßburg, Antwerpen, Venedig, Nürnberg) gedruckt, später ist es dann in die Sammlungen von Scepperus und Schardius aufgenommen. Neuerdings ist dann die pariser Ausgabe („Relation de l'expédition de Charles V contre Alger etc., publiée par H. D. de Grammont“, Paris 1874) wieder abgedruckt. Auf der Bibliothek zu Berlin befindet sich eine pariser Ausgabe, welche erschien: „Parisiis apud Joannem Royni, via ad D. Jacobum, sub Basilisco

et quatuor Elementis 1542". Am Ende ist dann als Drucker angegeben Jo. Pudoicus Tiletanus, derselbe, der in der von Grammont benutzten Ausgabe auch als Verleger erscheint.

Die französische Uebersetzung ist in dem Buche von Grammont wieder abgedruckt. Als ihr Verfasser nennt sich Pierre Tolet, médecin Lyonnoys. Er widmet sein Werk mit einer Vorrede, datirt vom 8. Mai 1542, an „Messire Jehan du Peirat, conseiller du Roy, nostre Sire, Lieutenant General de la Seneschaulcée de Lyon“. In derselben tritt er sehr selbstbewußt auf, wendet sich scharf gegen auleuns detracteurs, welche meinen, man könne nur in Paris und Orléans gute Uebersetzungen verfertigen. Und die Grundsätze, die er für eine solche anführt, lassen sich auch wohl hören, man dürfe sich nicht slavisch an die Vorlage halten, jede Uebersetzung müsse den Anschein haben: „qu'il ne fust jamais en aultre langue que en icelle.“ Den Erwartungen, die er so erregt, entspricht seine Uebersetzung aber keineswegs. Er geht mit dem Originale höchst willkürlich um. Nicht nur, daß er ohne Grund Zusätze zu demselben macht und dann wieder kleinere und größere Partien des Lateinischen einfach wegläßt, sondern es ist auch der ursprüngliche Sinn in der Uebersetzung häufig völlig entstellt, sie selbst bisweilen sinnlos geworden. Ja, wir haben sogar sehr starken Grund, zu bezweifeln, ob Tolet überhaupt eine genügende Kenntniß des Lateinischen besessen habe, wie eine solche Arbeit erfordert. Wie kann es ihm sonst passiren, um nur das Stärkste herauszuheben, altum mare mit une autre mer und adventum suum mit leur vent zu übersetzen. Grammont erwähnt noch eine zweite französische Uebersetzung, die in Paris ohne Namen des Verfassers erschienen ist. Möglicherweise ist dies ein Nachdruck der obigen; doch scheint es bei der Beschaffenheit derselben wenig wahrscheinlich (W. Schomburgk). Gaffarel erwähnt eine andere französische Uebersetzung von Benoist de Gourmont vom Jahre 1552.

Villegaignon schrieb dieses Werk, als er an einer Wunde krankend in Neapel danielerlag, und widmete es dem tapfern französischen Heerführer Wilhelm du Bellay. Er erwähnt darin seiner Person gar nicht, obgleich er, wie er an du Bellay schreibt, „gravissime saucius“ bis zu Ende mitgefochten. Cardinal Granvelle („Papiers d'état“, VII, 663) sagt: „qui a un fort bon style latin“. Es ist dies ein werthvoller Bericht über Terrain- und Gesechtsverhältnisse, Kampfweise, sowie über Strömungs- und Windverhältnisse des Meeres; aber alle diese schätzenswerthen Nachrichten hat ein heidelberger Licentiat, Martin Menrad, so scheußlich und so ohne alles kriegerische Verständniß in einer Uebersetzung („Des Alldurchleuchtigsten vnd Großmectigsten Kayfers Karoli des fünfften Kriegszug in Aphricam für Algier, durch den Gestrengen Ritter vnd Rodiser Herrn Nicolaum Villegagnon, gebornen Frantzosen, gründtlich beschriben. Aus dem Latein verteutst, durch Martinum Menradum Licentiaten — Neuburgi Danubij. MDXLVII“. — Am Ende: „Zu Neuburg an der Thunaw Gedruckt, bey Hannsen Kilian, Fürstlichem Renntschreiber) ver-

unstattet, daß sie für den militärischen Leser nicht das mindeste Interesse darbietet. (L. von Schilling, „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, 16. Juli 1886.)

b. „De Bello Melitensi ad Carolum Caesarem. Nicolai Villegaignonis Commentarius. Parisiis apud C. Stephanum, MDLIII.“ Eine französische Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Traité de la guerre de Malte et de l'issue d'icelle, faussement imputée aux Français“ (Paris, Ch. Estienne, 1553).

c. „Lettres du chevalier de Villegaignon sur les Remonstrances à la Royne mère du Roy, sa souveraine dame, touchant la Religion“ (1561).

d. „Response aux libelles d'injures“ (1561).

e. „Libellus de Caenae controversiae Ph. Melancthonis iudicio.“ (Villegaignon spricht hier von seinem Aufenthalt in Brasilien.)

f. „De Consecratione, mystico sacramento, et duplici Christi oblacione, adversus Vannium Lutherologiae professorem“ (1561).

g. „De judaici Paschatis implemento adversus Calvinologos“ (1561).

h. „De poculo sanguinis Christi, et introitu in sancta sanctorum interiore adversus Bezam“ (1561).

i. „Paraphrase du chevalier de Villegaignon sur la resolution des Sacremens du maistre Jehan Calvin, ministre de Genève (1560).

k. „Les propositions contentieuses entre le chevalier de Villegaignon et maistre Jehan Calvin concernant l'Eucharistie.“ Diese leidenschaftliche Streitschrift enthält das Einladungs schreiben an den genfer Magistrat und die Rechtfertigung von Villegaignon's katholischen Gesinnungen. Die genfer Geistlichen betonten fortwährend, er wäre in Amerika zum Calvinismus übergegangen und dann wieder von demselben abgefallen. Allerdings zeigte Villegaignon im Anfange eine für seinen Charakter und die Denkweise seines Zeitalters befremdende Toleranz, die so weit ging, daß der Malteserritter dem reformirten Gottesdienste beizuwohnte. In einem Briefe an Calvin vom 31. März sagt er: „Mit der Ankunft der Schiffe bin ich einer großen Sorge enthoben, denn es sind Leute gekommen, die mir keine Angst, im Gegentheil volles Vertrauen einflößen. Da sich die Gelegenheit darbot, habe ich zehn Männer ausgewählt und mit ausgedehnten Befugnissen bekleidet: sie bilden einen Rath, ohne dessen Zustimmung nichts geschehen darf noch meine Befehle Gültigkeit haben. Nur ein Vorrecht habe ich mir vorbehalten, das der Begnadigung, eine Maßregel, die allen nützen und niemand schaden kann.“ Aber abgeschrieben hat Villegaignon den Katholicismus nie; Thetvet war sein Kaplan.

l. „De la vraye et reelle assistance des corps et sang de nostre Seigneur Jésus-Christ au Saint-Sacrement de l'autel, sous les espèces du pain et du vin, qui sont par le prebstre consacrez à la Sainte Messe“ (1561?).

m. „Ad articulos Calvinianae de Eucharistia traditionis, in Francia Antartica evulgatae Responsiones“ (1562).

n. „De venerandissimo Ecclesiae sacrificio adversus Calvinianos“ (1562).

o. „Response sur la résolution des sacrements de Jehan Calvin“ (1562).

p. „De Coenae Philippi Melancthonis Judicium: item de venerandissimo Ecclesiae Sacrificio“ (Röln 1563).

q. „Adversus novitium Calvini, Melancthonis atque id genus sectariorum dogma de Sacramento Eucharistiae opuscula tria recens conscripta et in lucem edita adversus Pt. Richeri Carmelit. in Francia Antartica“ (Röln, 1563). Hier bespricht Villegaignon einige Ereignisse seines brasilianischen Aufenthaltes.

Nachstehend führen wir einige derjenigen Werke an, in welchen er von seinen Feinden angegriffen wird:

a. „Petri Richerii apologetici libri duo contra Nicolaum Durandum, qui se Villegagnonem vocat, quibus illius in pios Americanos tyrannidem exponit, et negotium Sacramentarium tractat“ (Genf 1561).

b. „L'amende honorable de Nicolas Durand“ (1561).

c. „L'Estrille de Nicolas Durand, dit le chevalier de Villegagnon“ (1561).

d. „La suffisance de maistre Durand pour sa retenue en l'Estat du Roy.“

e. „L'espoussette des armoiries de Villegagnon pour bien faire luire la fleur de lys que l'estrille n'a point touchée.“

f. „Refutation des folles resveries, exécrables blasphèmes, erreurs et mensonges de Nicolas Durant“ (1562). Wahrscheinlich von Richer.

g. „Le Leur de Nicolas Durand, dit Villegagnon“ (1562?).

h. „La Response aux lettres de Nicolas Durand, dict le chevalier de Villegagnon, adressées à la Royne mère du Roy. Ensemble la Confutation d'une hérésie mise en avant par le dit Villegaignon contre la souveraine puissance et autorité des Rois.“ Von Marlorat.

i. „Briefve Description du voyage de Villegaignon au Brésil, et des cruautés qu'il y a exercées.“ Von Marlorat.

⁷¹ Baumgarten, „Vor der Bartholomäusnacht“, S. 114.

⁷² Grün, „Culturgegeschichte des XVI. Jahrhunderts“, S. 284.

⁷³ Der ganze Wortlaut dieses Vertrages findet sich in den „Mémoires de Condé“, III, 689.

⁷⁴ Die Grundlage des Verhältnisses der Schweizer zu Frankreich in dem XVI. Jahrh. war der ewige Friede, den, nach der Schlacht von Marignano (29. Nov. 1516), alle 13 Orte nebst Wallis, Graubünden, Abt und Stadt Sanct-Gallen und Mühlhausen zu Freiburg mit dem Könige Franz I. abge-

schlossen hatten. Zu diesem ewigen Frieden kam nun im J. 1521, jedoch nicht für alle Orte der Eidgenossenschaft, die Vereinigung mit Franz I. auf dessen Lebenszeit und drei Jahre nach seinem Tode, ein Bündniß zur Beschirmung und Erhaltung der beiderseitigen Besitzungen diesseit und jenseit des Gebirges, ein Staatsvertrag, der mit allen folgenden Königen erneuert, eine wesentliche Grundlage des Verhältnisses der Schweizer zu Frankreich blieb. Nachdem die reformirten Städte ihren Angehörigen das Reislaufen verboten hatten, waren die katholischen Orte der Mittelpunkt der Bemühung aller kriegsführenden Fürsten. Die Häupter dieser Orte erhielten damit eine über ihr kleines Gebiet weit hinausgehende Bedeutung. Wie die großen Condottieri in Italien, und in Deutschland die kleinen Fürsten, die über die Scharen der Streiter geboten, konnten sie den Strom ihres Kriegsvolkes dahin oder dorthin lenken, und zu ihrer persönlichen Bedeutung kam hinzu, daß sie die Organisation und die Hilfsquellen geordneter Gemeinwesen hinter sich hatten. Und dann ging überhaupt der Odem einer großen Zeit über die Welt. Wie die Reformation, hatte auch die katholische Reaction die Geister in ihrer Tiefe ergriffen, im Guten und im Bösen gewaltige Naturen hervorgebracht, in ganzen Familien eine Tradition gegründet, die zusammenhing von den Stufen der Throne bis in die Rathsäle kleiner Gemeinwesen und ihre Zusammengehörigkeit nicht verleugnete. Wie die Guisen in Frankreich auf der höchsten Stufe dieser Gestaltung, so standen in der Schweiz Wilhelm Frölich, Gebhard Tammann, Ludwig Pfyster, der als Hauptmann eines Fähnleins Eidgenossen auf dem Schlachtfelde von Dreux von den Hauptleuten zum Statthalter über 6000 Schweizer gesetzt wurde, auf einer tiefern, aber immer noch hoch genug, daß Könige und Fürsten mit ihnen direct verkehrten. Bis zum Frieden von Câteau-Cambrésis hatte der Kriegsdienst der Schweizer in Frankreich einen vorherrschend politischen Charakter gehabt; es war eine vertragsmäßige Hilfeleistung gegen auswärtige Feinde der Krone Frankreichs. Zwar hatten schon in den letzten Jahren Heinrich's II. die Städte Zürich und Bern gegen diesen Kriegsdienst aus religiösen Gründen Stellung eingenommen, da sie die Haltung jenes Monarchen gegen ihre Religionsverwandten in seinem Lande zu lebhaften Beschwerden veranlaßte. Allein erst mit dem Ausbruche der innern Religionskriege in Frankreich selbst gewann doch die Hilfeleistung eidgenössischer Kriegsleute einen ganz andern, nun ausgesprochenen Charakter, welcher auch zu mannichfachen Verwickelungen in der Eidgenossenschaft selbst führte und der Geschichte der Feldzüge während der Religionskriege ein eigenthümliches Interesse verleiht. Außer A. Ph. von Segeesser, „Ludwig Pfyster und seine Zeit“ (Bern 1880), welchem wir die vorangehenden Erörterungen entlehnt, haben sich beschäftigt mit diesem höchst merkwürdigen Abschnitt der schweizerischen Geschichte und den militärischen Verhältnissen des eidgenössischen Fußvolkes: La Popelinière, „La vraie et entière histoire des troubles et choses mémorables, avenues tant en France, qu'en Flandre depuis l'an 1562“ (Basel 1572); Macchiavelli, „I sette libri dell' arte della guerra“; Leonhard Fronsberg, „Kriegsbuch“ (Frankfurt 1573); Karl von Elgger, „Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im XIV.,

XV. und XVI. Jahrhundert“ (Luzern 1873), und Duc d'Anmale, „Histoire des Princes de Condé“.

⁷⁵ Baumgarten, „Vor der Bartholomäusnacht“, S. 229.

⁷⁶ „Caelii Augustini Curionis Saracenicae Historiae, libri tres“ (Frankfurt 1596).

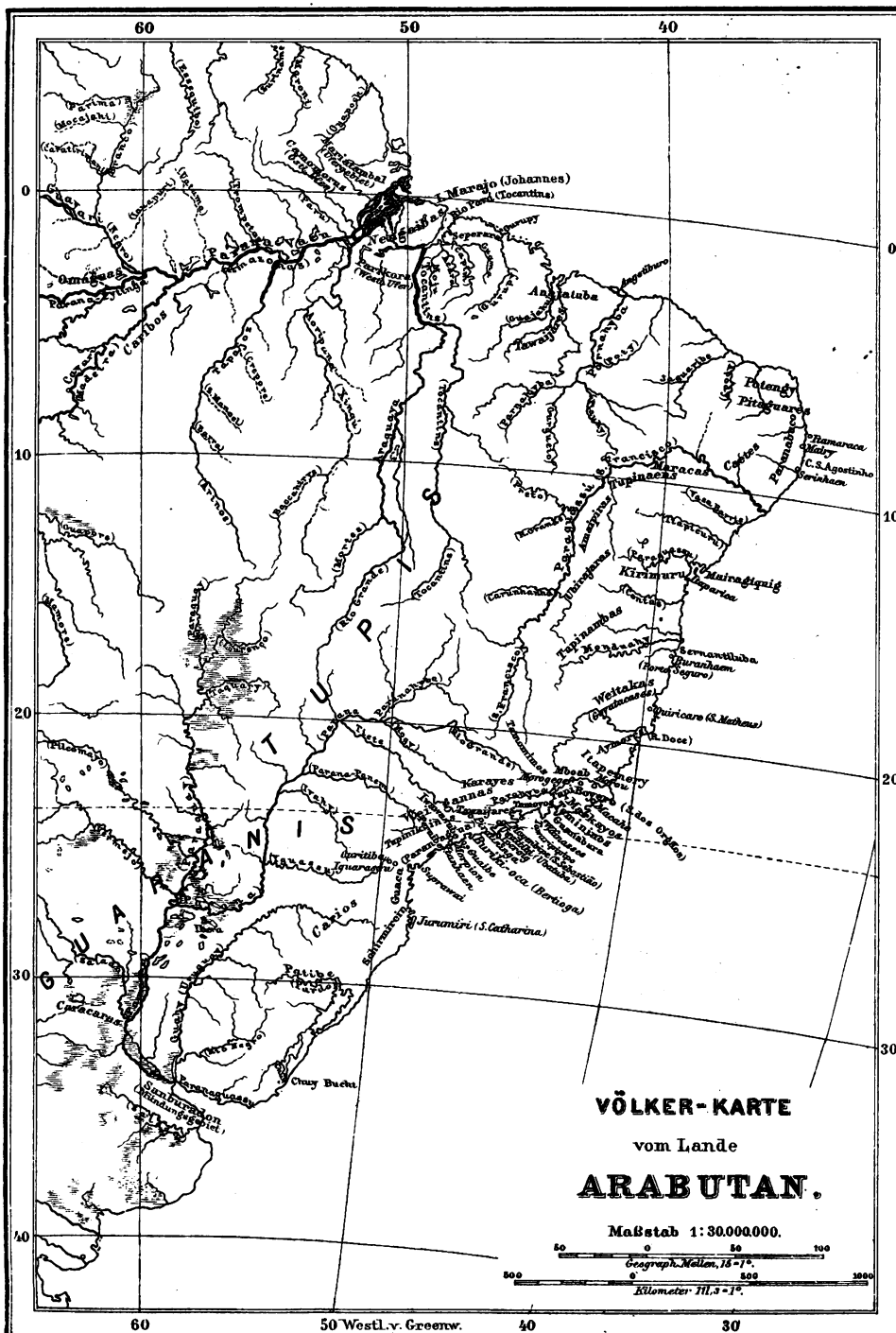
⁷⁷ Ueber diese Vorfälle gibt uns eine interessante Schilderung Michel de Castelnau in seinen „Mémoires“ (Paris 1659) I, 197.

⁷⁸ Vieilleville, „Mémoires“, XXXII, 215.

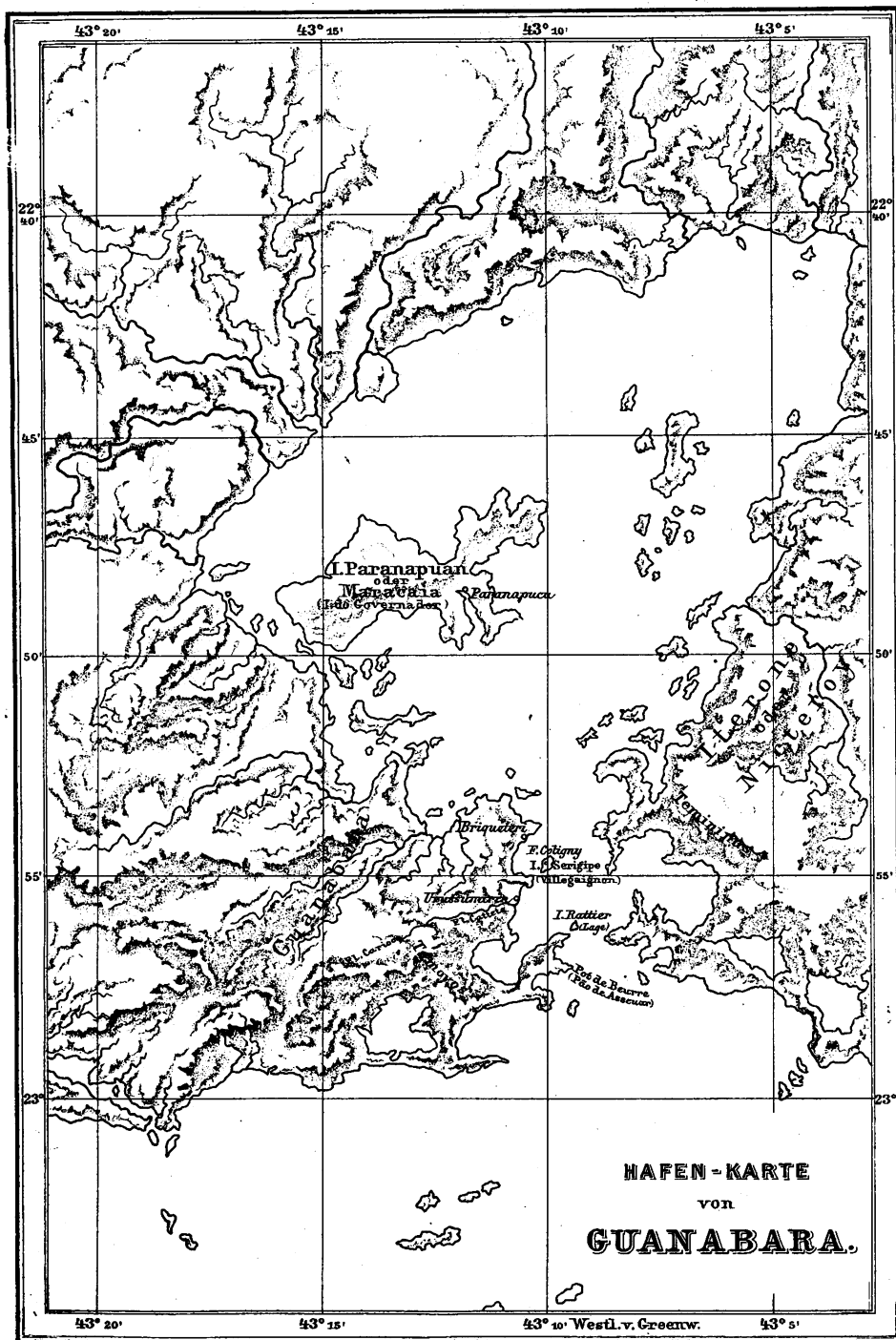
⁷⁹ Vgl. De Bry, „II. Der ander Theyl, der Newlich erfundenen Landtschafft Americae, von dreien Schiffahrten, so d. Franckosen in Floridam gethan. Eine vnter dem Häuptmann H. Laudonniere, Anno 1564. Die ander vnter H. Ribald 1565. Die dritte, vnter H. Guorguesio 1567 geschehen. M. Beschreib. vnd lebend. Contrafactur, dieser Prouinze, Gestalt, Sitten vnd Gebräuch d. Wilden, durch Jac. le Moyne, sonst Morges genannt. Auss d. Franck. in Latein. durch C. C. A., auss d. Lat. in Teutsch durch Oseam Halen“ (Frankfurt, 1591).

⁸⁰ Vgl. P. Possinus, S. J., „De vita et morte Ign. Azevedii et sociorum e soc. Jesu, libri IV“ (Rom 1679), und ferner: „Relacion de la vida, y martirio del P. Ignacio de Azevedo, que murió à manos de los herejes com 39 de la Comp. de Jesus. Sacada particularmente del Padre Cordara“ (Madrid, Sager, 1745).

⁸¹ Vgl. die Beschreibung dieser Schlacht bei Duc d'Anmale, „Histoire des Princes de Condé“, II, 49, 396.



P.A. Brochhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

